

Lehre und Wehre.

Jahrgang 58.

November 1912.

Nr. 11.

Pauli Lehrstellung.

(Fortsetzung.)

Von Gott.

Daß es einen Gott gibt, und zwar einen persönlichen Gott, steht dem Apostel Paulus von vornherein fest. Dieses Faktum ist für ihn undebattierbar. Ohne Gott ist ihm alle Religion und daher auch seine eigene Lehre, ja die Welt selbst gegenstandslos. So ist ihm auch das Soli Deo Gloria Eingang und Ausgang seiner Lehre.

An die Spitze unserer Erörterung über die Lehre von Gott in der paulinischen Schrift stellen wir eine nähere Besichtigung dessen, was Paulus von der natürlichen Gotteserkenntnis lehrt. Die alte wie die neue Dogmatik hat die Unterscheidung zwischen der natürlichen und offenbarten Gotteserkenntnis hauptsächlich von Paulus akzeptiert. Für die Lehre von der natürlichen Erkenntnis Gottes bei Paulus ist locus classicus Röm. 1, 19. 20: „Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man es wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt, also daß sie keine Entschuldigung haben.“ So nach Luther. Eine Vergleichung mit dem Grundtext wird die Sache noch deutlicher ins Licht stellen. Paulus redet hier ganz offenbar von der natürlichen Erkenntnis Gottes; denn er weist hier eben nach, daß in allen Menschen, auch in den Gottloseten und Lasterhaftesten, wie sie besonders unter den Heiden zu finden sind, eine natürliche Erkenntnis Gottes wohne. Ein Vierfaches aber ist es, was Paulus hier über diese in allen Menschen lebende natürliche Gotteserkenntnis darlegt. Um es kurz anzugeben: Paulus belehrt uns über den Urheber oder Autor, von welchem diese Erkenntnis gegeben, über das Medium, durch welches sie gewonnen wird, über den Inhalt der natürlichen Gotteserkenntnis und über deren Zweck.

Wer ist nach Pauli Darstellung Urheber, Autor der natürlichen Gotteserkenntnis im Menschen? Von wem kommt es, daß überhaupt

eine Gottesvorstellung, eine notitia Dei, sich bei den Menschen, bei allen Menschen, findet? Pauli Erklärung lautet: *Τὸ γνωστὸν τοῦ θεοῦ φανερόν ἐστιν ἐν αὐτοῖς· ὁ θεὸς γὰρ αὐτοῖς ἐφανερώσεν*. Das heißt ja: Das Gotterkennbare (die Gotteserkenntnis) ist offenbar, deutlich, kund in ihnen, nämlich in den Menschen, so daß sie sich desselben bewußt sind. Die Gotteserkenntnis hängt mit ihrer eignen Existenz so unauflöslich zusammen, daß sie sich selbst als erkenntnisfähige Kreaturen verleugnen müßten, wenn sie die Gotteserkenntnis leugnen wollten. Und dieses von Gott Erkennbare betrifft nicht sowohl Gottes Dasein — denn dieses ist für Paulum Postulat — als vielmehr, wie der Apostel nachher ausführt, die Einzelheiten, die für den Menschen von diesem Gott, der da ist, erkennbar sind. Und das sagt Paulus von allen Menschen ohne Ausnahme, wie der Zusammenhang klar ergibt.

Paulus bleibt jedoch dabei nicht stehen; er kommt nun vielmehr auf die große Hauptsache, auf den Urheber, den Autor dieser Erkenntnis in allen Menschen. „Denn Gott hat es ihnen offenbart“, erklärt er weiter. Was also der Mensch von Gott weiß, sowohl, daß Gott ist, als auch, was Gott ist, hat der Mensch nicht aus sich selbst. Nein, das finitum hat seine Wurzel nur im infinitum und nicht in sich selbst. Die Gotteserkenntnis auch im natürlichen Menschen, auch die natürliche Gotteserkenntnis, hat ihre Wurzel in der unendlichen Weisheit Gottes selbst. Gott hat den Menschen offenbart, auch was noch natürlicherweise von Gott erkennbar ist; Gott zündet auch das Licht der natürlichen Gotteserkenntnis an. Jede Gotteserkenntnis, die der Mensch von Natur hat, ist ihm gegeben, und zwar von Gott gegeben. Es spricht aller gesunden Vernunft Hohn, zu behaupten, daß das finitum, der menschliche Geist, aus sich selbst Gottes, des infinitum, aus welchem allein er sein Dasein und Bewußtsein haben kann, auch nur dem Begriff oder gar dem Gedanken nach fähig wäre. Der Mensch ist nur deshalb des göttlichen Bewußtseins fähig, weil Gott ihn so geschaffen, mit der Schöpfung dieses Gottesbewußtsein in ihn gepflanzt hat.

Nach dieser Darlegung der Autorschaft der natürlichen Gotteserkenntnis im Menschen geht der Apostel einen Schritt weiter und bezeichnet das Medium, durch welches Gott die Menschen zum Innenwerden des Gottesbewußtseins bringt, sich ihnen offenbar macht. Hatte er vorher die Tatsache des Gottesbewußtseins in allen Menschen festgestellt, so leitet er eigentlich schon mit dem *ἐφανερώσεν* über zur Darlegung, wie Gott die in allen Menschen gepflanzte Gotteserkenntnis zur Aktivität bringt. Er fährt fort: *Τὰ γὰρ ἀόρατα αὐτοῦ (sc. θεοῦ) ἀπὸ κτίσεως κόσμου τοῖς ποιήμασιν νοούμενα καθοράται*. „Denn sein (Gottes) unsichtbares Wesen wird gesehen, indem man es von der Schöpfung der Welt an vermittelt der Werke erkennt.“ Das unsichtbare Wesen Gottes wird gesehen, ersehen (Luther), wahrgenommen, erkannt. Dieser scheinbare Selbstwiderspruch wird durch die Erklärung gehoben, daß seit der Schöpfung der Welt dieser unsichtbare Gott durch die Werke

der Schöpfung gesehen wird. Die Werke der Schöpfung tragen an sich das Gepräge des unsichtbaren Gottes, so daß an ihnen Gottes *ἀόρατα νοούμενα* werden. Die Werke der Schöpfung bringen dem Menschen Gottes unsichtbares Wesen zum Bewußtsein, so daß der Mensch von Natur durch die sichtbaren Werke der Schöpfung einen Blick hinein-
tut ins Unsichtbare und bis zur völligen Überzeugung geistig das unsichtbare Wesen Gottes wahrnimmt. Seit die Welt erschaffen ist, ist es so gewesen, und wo immer Menschen mit gesundem Menschenverstande die Werke der Schöpfung betrachtet und sich nicht mutwillig gegen das verschlossen haben, was diese Schöpfungswerke ihnen sagen und offenbaren sollen, da ist es nicht anders möglich gewesen, die Schöpfungswerke haben ihnen allemal Gott, Gottes unsichtbares Wesen, zum klaren Bewußtsein gebracht. Und so ist das im Gewissen eingepflanzte Gottesbewußtsein durch das Medium der Schöpfungswerke im Menschen in Tätigkeit gesetzt, daß der Mensch durch das Auge des Geistes mittelst der Werke der Schöpfung dieses unsichtbare Wesen Gottes wahrnimmt, soweit eben Gottes unsichtbares Wesen aus den Schöpfungswerken zu erkennen ist.

Und welches ist nun nach Paulus der Inhalt dieser natürlichen Gotteserkenntnis? Die natürliche Gotteserkenntnis beschränkt sich nach dem Apostel nicht auf das Bewußtsein, daß es einen Gott gibt, und daß dieser Gott unsichtbar ist. Schon mit dem artikulierten Plural *τὰ ἀόρατα*, den wir mit „unsichtbares Wesen“ übersetzen, will Paulus es zu verstehen geben, daß, was der Mensch aus den Werken der Schöpfung von Gott erkennt, ihm „die Mannigfaltigkeit des göttlichen Wesens“ zum Bewußtsein bringt. Freilich, das erste, was der mit Vernunft, mit einem Vermögen des geistigen Innewerdens, begabte Mensch aus dem offen vor ihm daliegenden Buch der Natur ersieht, ist die Unsichtbarkeit des göttlichen Wesens. Der Himmel mit seinen Wolkenzügen und zahllosen Sternen rühmt wohl die Ehre Gottes, aber er ist nicht selbst Gott. Die Erde mit ihren Bergen und Tälern, Bäumen und Pflanzen, Wiesen und Triften erzählt Gottes Händewerk, aber sie ist nicht selbst Gott. Die ganze Weltordnung weist unwiderlegbar hin auf ein höchstes Urprinzip, nach welchem alle Prinzipien und alle im Universum regierenden Gesetze sich zu einem einheitlichen Ganzen konzentrieren. Aber die Weltordnung, die sogenannten Naturgesetze sind nicht selbst Gott. Paulus ist weit davon entfernt, Himmel und Erde zu ihren eigenen Urhebern zu machen oder den abstrakten Naturgesetzen eine konkrete Persönlichkeit zuzuschreiben, wie sie durch das ganze Schöpfungswerk bedingt ist. Gott ist, aber er ist unsichtbar. Und doch, Gott ist, und das, wodurch er für die menschliche Vernunft erkennbar wird, was die Vernunft auch von ihm erkennt, das ist *αἰδιος αὐτοῦ δύναμις καὶ θεότης*, „seine ewige Kraft und Göttlichkeit“. Das ist die Quintessenz der natürlichen Gotteserkenntnis, das Wahrnehmen, Innewerden, Sichbewußtwerden der ewigen Kraft Gottes und seiner

θεϊότης, seiner Göttlichkeit. Dies Doppelte ist freilich der Inhalt der natürlichen Gotteserkenntnis, die Wahrnehmung der ewigen Kraft Gottes und das Sichbewußtwerden der Göttlichkeit Gottes. Diese beiden Stücke sind es, die von dem unsichtbaren Wesen Gottes seit der Schöpfung der Welt erkannt werden, und zwar durch, vermitteltst der Werke, nämlich der Schöpfungswerke. Daraus besteht ja eben die Schöpfung, aus lauter einzelnen Werken, jedes Werk nach seiner Art. Und jedes Werk ist eben ein *ποίημα*, ein in sich nach seiner Art fertiges Ganzes. So nennt es Paulus. Er will von einer Evolution in den einzelnen Werken, die das Weltall ausmachen, vom kleinsten Gräslein bis hinauf zum Menschen selbst, nichts wissen. So, wie es ist, ist jedes *ποίημα* als fertig aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen und läßt *ἀπὸ κτίσεως κόσμου* Gottes Macht und Göttlichkeit erkennen. Das tut es aber nicht bloß für sich allein. Jedes in sich selbst freilich abgeschlossene Werk ist vielmehr nur ein Teil im großen Weltgefüge, in der Welterschöpfung. Jedes erfüllt „nach seiner Art“ sein Geschäft im Weltgetriebe. Jedes bewahrt dabei seine Identität, während es dem Ganzen dient, und noch heute wächst das Gras, wie es im Paradiese wuchs, und noch heute kommt der Mensch nicht anders zur Welt, als Adam seinen ersten Sohn zeugte. Genus et species sind noch heute, was sie am Anfang waren. Und wenn nun der natürliche Mensch mit der vollen Ausübung seiner fünf Sinne sich dem Universum gegenüberstellt und es nach seiner Entstehung und Erhaltung bis zur Stunde betrachtet, dann ist das erste, was sich mit geradezu überwältigender Macht ihm aufdrängt, die ewige Kraft, die transzendente Macht des Wesens, welches das alles erst ins Dasein gerufen und jedes einzelne Werk erhalten hat.

Das andere aber, was der natürliche Mensch aus den Werken der Schöpfung von Gott erkennen kann, ist Gottes *θεϊότης*, Göttlichkeit. Das Abstraktum hat das Wesen zur Voraussetzung, die Göttlichkeit die Gottheit oder Gott. Die Gottheit selbst ist unsichtbar; sie läßt sich aber erkennen und wahrnehmen durch die Göttlichkeit ihres sichtbaren Wirkens und Schaffens. Gott hat den Werken der Schöpfung seinen unverkennbaren Stempel aufgedrückt. „Und nun ist eben diese sichtbare Welt, die Pracht, Fülle, der Reichtum, die Schönheit der Kreaturen, eine Art Abglanz der *δόξα*, der majestas des unsichtbaren Gottes, wie denn die Zweckmäßigkeit aller geschaffenen Dinge, und daß alles dem Menschen dient, insonderheit auf Gottes Weisheit und Güte hinzeigt.“ (Stöckhardt, Römerbrief, 53.) Eine Betrachtung des Weltplanes führt den natürlichen Menschen an einen tatsächlichen Abgrund der Weisheit, die nur in den Tiefen der Gottheit selbst ihren Grund haben kann. Eine kleine Einsicht in die Zweckmäßigkeit der Geschöpfe in ihrem Verhältnis zueinander wie zum Ganzen, wie eins dem andern nach seiner ihm gegebenen Art dient und vor allen Dingen dem Menschen zu Nutz und Frommen sich zu erweisen bestrebt ist,

erwärmt auch das Herz eines natürlichen Menschen mit der Erkenntnis einer Güte, die nur aus dem Herzen der ewigen Gottheit quillen kann. — Neben der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes, die der natürliche Mensch aus den Werken der Schöpfung wahrnehmen kann, hebt sich aber besonders noch ein „erkennbares“ Stück der Göttlichkeit Gottes unabweisbar hervor: die göttliche Gerechtigkeit. Ein flüchtiger Blick in die physische Welt lehrt die starre Wiedervergeltung als ein oberstes Gesetz. Wozu Beispiele anführen, wo doch die Retribution, diese Grundbedingung der Gerechtigkeit, sich uns im Naturreich auf Schritt und Tritt so grell unter Augen stellt, daß wir, zuweilen mit Entsetzen, die Hände überm Kopf zusammenschlagen und ausrufen: Wie kann es nur möglich sein, daß selbst unter der unvernünftigen Kreatur alles sich so schnell ausgleicht! Und gehen wir nun gar in die Geschichte der Menschheit selbst, studieren wir die Individuen wie die Völker — auch dort sehen wir, wie zuletzt das Prinzip der Gerechtigkeit zu seiner Geltung kommt. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, das haben auch denkende Heiden längst erkannt und ausgesprochen und darin einen Abglanz des Gottes gesehen, dessen Wesen selbst Gerechtigkeit ist.

Darin aber gipfelt die Erkenntnis, die der Mensch von Natur von Gott haben kann, in der Erkenntnis der Allmacht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes. Aber selbst was der Mensch von Natur von Gott erkennt, sind lauter Bruchstücke, die er seinem eigenen Herzen wie auch der Natur geradezu mit Gewalt abringen muß. Und selbst wenn ein Mensch es in der natürlichen Gotteserkenntnis allen voraussetzte, zuletzt würde ihm doch der Verstand buchstäblich stillstehen, und er könnte nicht weiter. Bei aller Forschung mit noch so scharfem Verstande würde er auf natürlichem Wege nie erfahren, wer Gott ist, und noch weniger, wie der Mensch zur seligen Gemeinschaft mit diesem Gott kommt. Gerade die Erkenntnis der Gerechtigkeit Gottes wird die in dem Menschen von Natur wohnende Feindschaft wider Gott herausfordern zu jeglicher Art der Selbsthilfe, um das Gott umgebende Dunkel zu durchdringen. Grobe Heiden und feingebildete Heiden liefern dafür Beweise genug. Damit aber geben diese ja zu, daß Gottes Dasein für sie nicht mehr in Frage steht, und daß die bei ihnen sich findende natürliche Gotteserkenntnis ihren Zweck erreicht, nämlich „daß sie keine Entschuldigung haben“, *εἰς τὸ εἶναι αὐτοὺς ἀναπολόγητους*. Dazu hat Gott den Menschen noch die natürliche Erkenntnis gegeben, dazu vor allem soll sie den Menschen dienen, das sagt Paulus hier klipp und klar, ihnen jeglichen Entschuldigungsgrund zu nehmen, an jenem Tage nämlich, wenn Gott nach seiner ewigen Gerechtigkeit seinen Zorn vom Himmel wird offenbaren über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, welche die Wahrheit durch Ungerechtigkeit niederhalten, Röm. 1, 18. Die natürliche Gotteserkenntnis ist, wie Paulus den Philosophen zu Athen sagt, den Menschen dazu gegeben, „daß sie den

Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten“. „Und zwar“, fährt Paulus fort, „er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir“, Apost. 17, 26. 27. Aber freilich, die *revelatio divina naturalis* und die *notitia Dei naturalis* ist nicht ein Gnadenmittel. Sie redet nur notdürftig von Gottes Gerechtigkeit, aber von einem gnädigen Gott für die Sünder weiß sie nichts. Im Gegenteil, wer über die natürliche Gotteserkenntnis nicht hinauskommt, den wird am Tage des Gerichts der Zorn treffen, und er wird selbst dazu Amen sagen müssen, weil er die Wahrheit in seiner natürlichen Verblendung niedergehalten und also keine Entschuldigung hat. Dieser Selbstverdammung und dem Zorn des gerechten Gottes zu entfliehen, dazu ist eine andere als die bloß natürliche Erkenntnis Gottes nötig. W. B.

(Fortsetzung folgt.)

Die Assyriologie und das Alte Testament.

Der Schöpfungsbericht.

(Fortsetzung.)

„Der Unterschied“, sagt Gunkel in seinem Buche „Schöpfung und Chaos“, „zwischen dem babylonischen Mythos und Gen. 1 ist so groß in der religiösen Haltung und in der ästhetischen Färbung, daß sie auf den ersten Blick nichts gemeinsam zu haben scheinen. Man begreift die Abneigung derer vollkommen, die sich scheuen, beide Berichte nebeneinander auch nur zu nennen.“ Aus diesem Grunde verzichtet man denn auch in der Regel auf eine unmittelbare Ableitung des biblischen Schöpfungsberichtes von dem babylonischen Mardukmythos. Religionsgeschichtlich betrachtet, ist der Abstand zwischen den beiden zu groß, als daß eine direkte Abhängigkeit des einen vom andern anzunehmen wäre. Eine so erhaben einfache Erzählung, wie sie Gen. 1 darbietet, repräsentiert nach den Anschauungen der kritischen Schule den End- und den Höhepunkt eines langen Entwicklungsprozesses, während dessen sich der ursprüngliche Mythos allmählich verloren und höchstens noch einige Spuren hinterlassen habe. Wir müssen nämlich hier im Auge behalten, daß nach der herrschenden Kritik das erste Kapitel der Genesis ein exilisches oder nachexilisches Produkt ist, also frühestens im sechsten vorchristlichen Jahrhundert seine Niederschrift erhalten hat. Daher denn auch der streng monotheistische Zug, der dieser Erzählung eigen ist. Daher auch ferner „die etwas nüchterne, den gelehrten Verfasser verratende Art, wie in peinlicher, fast ans Pedantische streifender Weise die einzelnen Kategorien der Pflanzen und Lebewesen unterschieden werden. . . . So schreibt nicht der Volksmann, der in der Blütezeit des Volkslebens dem frischen Hauch der Volksseele in poetischer

Form Ausdruck zu verleihen versteht. So schreibt vielmehr der Gelehrte einer Epigonengeit, der in seiner Studierstube ängstlich bemüht ist, seinen Gegenstand ja auch nach allen Seiten hin gründlich und erschöpfend zu behandeln“. 1)

Nach solchen Prämissen muß also der Schöpfungsbericht in früheren Perioden der Geschichte Israels in anderer, ursprünglicherer Form kursoriert haben, in einer Form nämlich, die einen urwüchsigem mythischen Charakter trägt. Daß dies auch tatsächlich der Fall gewesen sei, soll sich mit voller Klarheit aus einer Reihe von alttestamentlichen Stellen ergeben, die von einem Drachenkampf Jahwes reden. Dieser Drache, der bald als Rahab, bald als Leviathan oder als Behemoth, Schlange oder einfach als das Meer erscheint, gilt als die Personifikation des Urmeers, des Chaos. Es ist also der Chaosdrache, der nach den betreffenden Stellen von Jahwe erschlagen wird. Wo auch immer von diesem Kampfe die Rede sei, spiegele sich die ältere israelitische Volkstradition über die Welterschöpfung wider. Hier trete uns in „frischen Farben“ der Urmythus entgegen. Man sei daher „berechtigt, für das israelitische Altertum geradezu von einem Jahwe-Tejom (Chaos)-Mythus . . . vor und in Verbindung mit der Welterschöpfung zu reden“ (Zimmern). Aber woher dann dieser Mythus? „Aus Babylonien“, lautet die Antwort. Denn die ursprüngliche Zusammengehörigkeit des Jahwekampfes und des babylonischen Mardukkampfes könne angesichts der nahen Verwandtschaft beider keinem Zweifel unterliegen. Der Jahwekampf sei eigentlich nichts anderes als der nach Israel übertragene Marduk-Tiamatkampf. Der Sieg, den nach dem babylonischen Mythus der Gott Marduk über die furchtbare Tiamat errungen habe, sei von den Israeliten ihrem eigenen Gott Jahwe zugeschrieben worden. Dadurch wurde der Mardukmythus auf israelitischen Boden verpflanzt, um da schließlich, geläutert und gereinigt, als Gen. 1 zu erscheinen. So vor allen Dingen Gunkel (dem Zimmern folgt), der alles einschlägige Material aus den poetischen Büchern des Alten Testaments in dem oben zitierten Werk, „Schöpfung und Chaos“, gesammelt und im Interesse der in Frage stehenden Hypothese verarbeitet hat. Die Ergebnisse seiner eingehenden Untersuchung faßt er kurz so zusammen: „1. Mardukmythus; 2. poetische Rezensionen des Jahwe-mythus; 3. Gen. 1. Der babylonische Mythus wird nach Israel übertragen. Dort verliert er manches von seinem Mythologischen, fast alles von seinem Polytheistischen (das heißt, schon in den Drachenkampf-Stellen). In Gen. 1 ist er, soweit das überhaupt möglich war, völlig judaisiert.“ Das wäre der religionsgeschichtliche Hergang. Demnach bilden die genannten poetischen Stellen die Zwischenglieder zwischen dem babylonischen Mythus und Gen. 1. Sie zeigen uns den Weg, wie Gunkel sagt, auf dem der ursprüngliche Mardukmythus zu Gen. 1 geworden ist. Von diesen Stellen hat man daher auch auszugehen,

1) Biblische und babylon. Urgeschichte, S. 7.

um die Entstehung und den Charakter von Gen. 1 richtig beurteilen zu können. Sehen wir daher die hauptsächlichsten Stellen etwas näher an!²⁾

Jes. 51, 9 f. steht folgendes zu lesen:

Auf, auf, umkleide dich mit Kraft, du Arm Jahwes!

Auf, wie in den Tagen der Vorzeit, unter den Geschlechtern der uralten Zeiten!

Warst du es nicht, der Rahab zerhieb, der den Drachen (תַּנִּין) durchbohrte?

Warst du es nicht, der das Meer, die Wasser der großen Flut (תְּהוֹם רַבָּה) trocken legte,

Der die Tiefen des Meeres zu einem Wege machte, damit die Erlösten durchschreiten konnten?

Um dem Leser zu zeigen, wie man diese Stelle in babylonischem Interesse verwendet, lasse ich mehrere neuere Forscher hier zu Worte kommen. Gunkel sagt: „Wenn diese Jahwetat [die Verschmetterung Rahabs] nach 10 b den ‚Erlösten‘ einen Weg zum Hindurchziehen geöffnet hat, so ist offenbar an den Durchzug durchs Rote Meer gedacht. . . . Indes bleibt die Frage bestehen, wie denn hier der Untergang Pharaos als die Vertilgung eines großen Ungeheuers geschildert werden könne. Solche Bilder werden nicht willkürlich erfunden, sondern sie treten nur als die nachträgliche Umdeutung und Aneignung der Tradition auf. . . . Unleugbar ist also, daß hier ein Mythos von Rahabs Überwindung in der Urzeit vorausgesetzt wird, mit dessen Farben an dieser Stelle der Untergang Pharaos ausgemalt wird.“ Ähnlich Zimmermann: „Die Sache liegt so, daß die Verschmetterung Rahabs, . . . von der hier die Rede ist, ursprünglich von dem Kampfe Jahwes mit Rahab vor der Welterschöpfung gemeint und erst sekundär auf den Durchzug der Israeliten durchs Rote Meer übertragen ist.“ Duhm (Kommentar zu Jesaja): „Die Tage der Vorzeit, der ältesten Generationen, sind nicht die Tage Moses, sondern die Weltenzeit, Rahab nicht das Symbol Ägyptens, sondern das Meerungeheuer, und der Prophet spielt auf die Mythen von den Kämpfen des Gottes des Lichts und der Ordnung mit den Mächten des Chaos an.“ Hans Duhm, Sohn des Vorigen, führt ebenfalls mehrere „Gründe“ an für die mythologische Deutung unserer Stelle. Er macht geltend, daß, wenn der Dichter nur an die Rettung Israels gedacht hätte, er die Austrocknung des Meeres an die Spitze gestellt hätte; daß er die Rückkehr der Flut, in der die Ägypter zugrunde gingen, nicht vergessen hätte; daß er sich eines höchst übertriebenen Ausdrucks bedient hätte, wenn er das leichte Schilfmeer als die große Flut (תְּהוֹם רַבָּה) bezeichnet hätte.³⁾ Loß sagt: „Da ist

2) Ich führe hier nicht alle von Gunkel besprochenen Stellen an — einmal des Raumes wegen, sodann aber auch, weil manche von ihm angezogene Stelle für die ganze Sache belanglos ist.

3) König, Altorientalische Weltanschauung und das Alte Testament, S. 40.

freilich von der Vändigung Ägyptens und der Befreiung der Israeliten aus Ägypten die Rede, aber man würde nicht darauf gefallen (1) sein, davon mit solchen Ausdrücken zu sprechen, wenn man nicht von einem andern Kampfe Jahwes mit Rahab, die er zerhauen, mit einem Drachen, den er durchbohrt, hätte erzählen hören.“⁴⁾ Endlich Cheyne: “Rahab is a symbolic expression for Egypt, but the phrase has a substratum of mythology.” (*Prophecies of Isaiah.*)

Was ist nun dazu zu sagen? Schwebt hier dem Propheten eine mythologische Tradition vor? Muß man zu einem alten Schöpfungsmythus seine Zuflucht nehmen, um bei der Auslegung den vollen Gedanken zu fassen? Dazu scheint hier nicht die geringste Notwendigkeit vorhanden zu sein. Was zunächst die Bezeichnung „Rahab“ und „Drache“ anbetrifft, so werden diese Ausdrücke auch sonst auf Ägypten oder dessen Herrscher angewandt. So Jes. 30, 7: „Ägyptens Hilfe ist eitel und nichtig. Darum nenne ich es Rahab, das nichts tut.“ Eigentlich: **רַהַב הַם שְׁבֵת**, Rahab, Großmaul, Prahlhans — sie (die Einwohner Ägyptens) sind Stillesitzer; oder mit Delitzsch: Großmaul, das stille sitzt. Besonders klar ist die Beziehung auf Ägypten Ps. 87, 4: „Ich (Jahwe) nenne Rahab und Babel meine Befenner“ (oder meine Vertraute). Ägypten und Babel, die beiden Repräsentanten der Weltmacht, werden einst Jahwe bekennen. Ebenso steht es mit der Bezeichnung „Drache“, **תַּנִּין**, Meerungeheuer. Auch dies ist Emblem Ägyptens. Hesek. 29, 3: „Sprich und sage: So spricht der Herr Jahwe: Fürwahr, ich will an dich, Pharao, König von Ägypten, du großes **תַּנִּין** [Kauzsch: Krokodil], das inmitten seiner Ströme lagert.“ Die folgende nähere Beschreibung des **תַּנִּין** paßt nur auf das Krokodil und auf kein mythisches Wesen. Ganz ähnlich auch Hesek. 32, 3: „Menschensohn, stimme ein Klage lied an über Pharao, den König von Ägypten, und sprich zu ihm: . . . Du bist dahin und warst doch wie ein **תַּנִּין**, Krokodil im Meer, sprudeltest mit deinen Müthern, trübtest das Wasser“ usw. — Was aber durchaus gegen die mythologische Auffassung unserer Stelle spricht, ist die Zeit, in der die Rettungstat Jahwes mit der Erlegung des Drachen stattgefunden haben soll. Es handelt sich hier nicht um eine schöpfungsgeschichtliche, sondern lediglich um eine geschichtliche Großtat Jahwes. Denn die Schöpfung geschah nicht bei den Geschlechtern oder Generationen der Urzeit, sondern etwas früher. Es ist daher eine ganz willkürliche Behauptung, wenn Duhm kurzweg sagt: „Die Tage der Vorzeit, der ältesten Generationen sind nicht die Tage Moses, sondern die Weltzeit.“ Der Text redet also gleich im ersten Teil von der Rettung der Israeliten und dem Strafgericht an Ägypten. Damit fallen auch die Einwände des jüngeren Duhm der Hauptsache nach in nichts zusammen. Was er sagt von der Rückkehr der Flut, die der Dichter nicht ausgelassen hätte, wenn er nur an Trockenlegung des Schilfmeers gedacht hätte, ist durchaus subjektiv und

4) Zitiert von König, a. a. O., S. 42.

fast pedantisch, desgleichen die angebliche Übertreibung mit dem Ausdruck „die große Flut“. Weiß man übrigens ganz genau, wie tief das Schilfmeer an der betreffenden Stelle in jener grauen Vorzeit war? Ist ferner das Schilfmeer nicht ein Teil des Weltmeers? Endlich redet schon das Triumphlied Ex. 15, 5 von dem Schilfmeer als von תְּהוֹמֹת (Tiefen, Fluten) und gewaltigen Wassern, מַיִם אֲדִירִים. Summa, wir haben keine Veranlassung, in unserer Stelle einen mythologischen Hintergrund anzunehmen. Daß Ägypten mit einem Wassertier, einem Krokodil, verglichen wurde, liegt sehr nahe. Vom gewundenen Nil durchzogen und am Meeresufer gleich einem Krokodil gelagert, konnte es, wie König sagt, leicht wie ein ungestümes Seegetier erscheinen, das in Vorderasien nach Beute schnappte.⁵⁾

Pf. 89, 9 ff.

Zahwe, du Gott der Heerscharen, wer ist wie du gewaltig, Jah?

Und deine Treue ist rings um dich her.

Du bleibst Herrscher, wenn das Meer sich empört;

Wenn sich seine Wellen erheben, du stillest sie.

Du hast Rahab wie einen Erschlagenen zermalmt;

Mit deinem starken Arm zerstreuest du deine Feinde.

Dein ist der Himmel, dein die Erde,

Die Welt, und was sie füllt — du hast sie gegründet.

Hierzu Gunkel: „In einem Hymnus auf Jahwe wird die Überwindung Rahabs gefeiert. Auch hier ist die Parallele das Meer. Da in diesem Psalm der Zusammenhang mit der Schöpfung 12 f. deutlich angezeigt ist, so ist hier die Beziehung auf Ägypten gänzlich unmöglich. Rahab ist ein Ungeheuer, das bei der Schöpfung, genauer, . . . vor der Schöpfung, getötet ist.“⁶⁾ Eine kühne Behauptung! Wie will man denn beweisen, daß Rahab hier vor der Schöpfung getötet ist? Etwa mit dem Hinweis darauf, daß ja im nächsten Vers von der Gründung der Welt die Rede ist? Aber wie steht es mit den stolzen Wellen, die vorher genannt wurden? Oder haben wir hier vielleicht an die Empörung des Urmeers, des Chaos, zu denken? Dies anzunehmen, wäre nicht nur höchst unnatürlich, sondern sprachlich unmöglich, da es sich nach dem Hebräischen um eine sich stets wiederholende Tätigkeit Jahwes handelt, nicht um die Beschwichtigung des Urmeers bei der Welterschöpfung. Der Sinn: Sooft das Meer und seine Wogen sich erheben, beschwichtigt (נִחַם, Imperfekt, zum Ausdruck der Wiederholung) sie Jahwe. Also nur weil Rahab hier neben dem Meer genannt wird, soll damit wieder auf den Chaosdrachen hingewiesen sein. Aber warum sollte der Dichter in diesem Lobpreis auf die Himmel und Erde umspannende Allmacht Jahwes bei der Erwähnung des Meeres nicht der großen Rettungstat beim Durchgang durch das Schilfmeer gedenken? Mit andern Worten, die Beziehung auf Ägypten ist hier keineswegs gänzlich ausgeschlossen, sondern fügt sich völlig un-

5) A. a. O., S. 47.

6) A. a. O., S. 34.

gezwungen in den Zusammenhang. Rahab ist auch hier Bezeichnung Ägyptens. Demnach sind auch unter den „Feinden“, die hier erwähnt sind, nicht etwa die „Helfer Rahabs“ in mythologischem Sinn zu verstehen, sondern die Ägypter. Auch Bährgen erklärt die Überwindung Rahabs einfach vom Untergang der Ägypter im Roten Meer, ohne an ein mythisches Wesen zu denken.

Ps. 40, 5.

Wohl dem Manne, der da macht Jahwe zu seinem Vertrauen
Und sich nicht wendet zu den Nehabim und zu denen, die zur Lüge abfielen!

Auch hier findet Gunkel eine Anspielung auf Chaosdrachen. Er sagt, die Gegenüberstellung „Jahwe vertrauen, den Nehabim sich ergeben, der Gebrauch des für den Gottesdienst technischen Wortes **נִהְבִּים**“ (sich wenden zu) beweise, daß Nehabim hier ein Göttername sei. „Der Psalmist nennt die Götzen des Heidentums Chaosdrachen.“ Diese Erklärung ist nach dem Text, wie er uns vorliegt, unmöglich; denn die Nehabim werden mit Menschen in Parallele gesetzt, nämlich mit den zur Lüge Abweichenden. Also werden unter Nehabim wohl auch Menschen, nicht Götzen zu verstehen sein. Um dieser Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen, emendiert Gunkel den Text, indem er **שָׁמַיִם כִּנְבִּים** in **שָׁמַיִם כִּנְבִּים** umändert und dadurch folgende Übersetzung erhält: „Heiß dem Manne, der macht Jahwe zu seiner Zuversicht und nicht den Nehabim sich ergibt, zur Lüge abfällt!“ Was ferner den Gebrauch „des für den Gottesdienst technischen Ausdrucks **נִהְבִּים**“, sich wenden zu, betrifft, so ist er durchaus nicht so streng gottesdienstlich technisch, daß eine Beziehung auf Menschen ausgeschlossen wäre. Wenn es heißt: „Wendet euch nicht [daselbe hebräische Verbum] zu den Totenbeschwörern und den Weissagern!“ Lev. 19, 31, warum sollte der Psalmist, wenn er zum Gottvertrauen auffordert, nicht sagen können: „Wohl dem Manne, der sich nicht zu den ‚Stolzen‘, ‚Übermütigen‘ wendet!“? Das Wort „Nehabim“ ist an sich dunkel. Jetzt liegt es uns aber bloß daran, die mythologische Erklärung als unhaltbar zu zeigen.

Hiob 26, 12 f.

Mit seiner Macht schreckt er das Meer auf
Und durch seinen Verstand zerschmettert er Rahab.
Durch seinen Hauch wird Heiterkeit der Himmel;
Seine Hand durchbohrt die flüchtige Schlange.

Hiob 9, 13.

Gott wehrt nicht seinem Zorn.
Unter ihm krümmen sich Rahabs Helfer.

In diesen beiden Stellen spielt das Buch Hiob „mit überwiegender Wahrscheinlichkeit auf die Bezwingung des Ozeans an; aber man darf nicht vergessen, daß diese Aussprüche ausländischen Sprechern in

den Mund gelegt sind“.⁷⁾ Während also König hier Mythologisches annimmt, sucht er zugleich den israelitischen Schreiber (und mit ihm sein Volk) vor dem Verdacht zu retten, als gäbe er seiner persönlichen Überzeugung Ausdruck. Diese ängstliche Vorsicht scheint mir durchaus überflüssig. Ist wohl anzunehmen, daß der Dichter anders geredet haben würde, wenn sich das „Drama“ des Buches Hiob auf israelitischem Boden abgespielt hätte? Ich glaube kaum. Er hätte in diesem Fall seine Gedanken in ganz dasselbe Gewand einkleiden können, ohne seine Volksgenossen oder auch uns zu verletzen. Wir können also hier unumwunden zugeben, daß in diesen zwei Stellen mythologische Anschauungen vom Dichter gebraucht werden. Damit ist natürlich noch nicht gesagt, daß diese Vorstellungen eine ältere Stufe in der Religion Israels darstellen. Das hieraus zu schließen, „wäre ebenso verkehrt, wie wenn man Schillers Zeit für die griechische Religion reklamieren wollte, weil er in der Glocke die teure Gattin vom schwarzen Fürsten der Schatten wegführen läßt“,⁸⁾ ebenso verkehrt, wie wenn man die Amerikaner des neunzehnten Jahrhunderts an eine unterirdische Styx glauben ließe, weil Edgar Allen Poe von einer „saintly soul“ redet „that floats on the Stygian river“. Jeremias weist ferner darauf hin, daß Luther in den Schmalkaldischen Artikeln von einem Kampf wider den Drachenschwanz zu Rom redet. Mit andern Worten, man muß hier zwischen Form und Sache unterscheiden. Gerade die gehobene, poetische Sprache bedient sich gerne mythologischer Bilder und Phantasien, wie sich das ja leicht nachweisen läßt. Auch die biblischen Schreiber haben hier und da Züge aus der Mythologie entlehnt, um ihre Sprache zu bereichern.⁹⁾ Das hat nichts Bedenkliches. Das konnte ebensowohl ge-

7) König, a. a. O., S. 43.

8) Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients, S. 178.

9) Einige Stellen, um dies zu illustrieren. Hiob 9, 9: „Der (Gott) bereitet das Bärengehirn, Orion und Pleiaden.“ „Orion“ heißt im Grundtext **חִסְבִּי**, Tor, weil die alten Völker in diesem Sternbild einen gegen Gott anstürmenden Riesen erblickten, der wegen seines törichten Frevelmuts an den Himmel geschmiedet wurde. Hiob 3, 8: „Verfluchen mögen sie [die Nacht] Tagesverwünscher, die es verstehen, den Drachen zu reizen.“ Auch an dieser Stelle wird ganz offenbar Bezug genommen auf eine mythologische Volksvorstellung. Hiob wünscht, daß die Tagesverwünscher, die durch ihre Bannsprüche einen Tag zu einem dies nefastus, einem Unglückstag, zu machen verstehen, die Nacht seiner Empfängnis verwünschen möchten. Im zweiten Halbvers wird dann noch auf die besondere Kunst dieser Zauberer hingewiesen, die darin bestand, den Drachen (Leviathan) aufzureizen, daß er Sonne und Mond verschlinge oder sich um sie herumwinde, so daß Sonnen- und Mondfinsternisse entstehen. Delitzsch bemerkt: „Die Chinesen sowohl als die Eingebornen von Algier machen noch heutigetages bei einer Sonnen- oder Mondfinsternis wildes Getöse mit Trommeln und kupfernen Becken, bis der Drache seine Beute fahren läßt.“ (Kommentar zu Hiob.) — Es ist interessant, wahrzunehmen, zu welchem Kunstgriff Gunkel bei dieser Stelle greift, um auch sie zugunsten seiner Hypothese verwerten zu können. Da der hier erschei-

schehen, als daß der Apostel Paulus an drei verschiedenen Stellen heidnische Dichter zitiert. Ja, selbst wenn alle die von Gunkel in seinem Buch behandelten Stellen von einem Drachentampfe Jahwes wirklich Anspielungen wären auf den babylonischen Mardukkampf, so würde das die religionsgeschichtliche Prärogative des Alten Testaments nicht im geringsten beeinträchtigen. Das würde dann nur besagen, daß die alttestamentliche Poesie bei der Beschreibung der Allmacht Jahwes ihre Farben der orientalischen Mythologie entlehnt hat. Aus solchen Bildern weittragende historische Deduktionen machen zu wollen, verrät Geschmackverirrung und Mangel an literarischem Sinn und Verständnis. Es ist wohl zu beachten, daß alle die genannten Stellen poetischer Natur sind. Ein kalter, bloß historischer Sinn kann ihnen nicht gerecht werden. Gewiß, wirft man die ganze alte orientalische Welt von vornherein in einen Topf, sucht man von vornherein alles aus einer Urquelle abzuleiten, tritt man mit dem Axiom, daß Babel der einzige Kulturherd für ganz Vorderasien gewesen sei, an die Beurteilung der biblischen Überlieferung heran, so stehen die Resultate fest, ehe die Untersuchung beginnt. Daher denn auch die verschiedenen Ergebnisse bei den Stellen, die wir jetzt vor uns haben. Doch zurück zur Sackel!

Wenn wir zugegeben haben, daß die beiden Hiobstellen mythische Anspielungen enthalten, so ist damit noch nicht bewiesen, daß Rahab der babylonischen Tiamat entspricht. Budde nimmt das als ausgemacht an. Rahab ist „der kosmogonische Drache, die Tiamat des Zweistromlandes. . . . Die Rolle des babylonischen Marduk ist einfach auf Jahwe übertragen“. (Kommentar zu Hiob.) Davidson faßt die Sache allgemeiner auf. Er bemerkt zu Hiob 9, 13: „Rahab is the sea, the monster of the sea. In the poetical nature-myth, this stormy sea, assaulting heaven with its waves, was personified as a monster leading his helpers on to wage war with heaven, but was quelled by the might of God. . . . That the poet makes use of the floating fragments of superstition and mythology still existing in the popular mind has nothing surprising in it.“ (*Commentary on Job.*) Ähnlich Delitzsch in seinem Hiobkommentar, der aber unter Rahab und seinen Helfern titanische gottfeindliche Mächte im allgemeinen versteht. Sehr auffällig ist gerade bei diesem Vers der Ausdruck „Helfer Rahabs“, der dem babylonischen Ausdruck „Helfer Tiamats“ im Schöpfungsepos

nende Drache (Leviathan) mit dem Meer nichts zu schaffen hat, folglich auch in keinem Zusammenhang steht mit dem „Chaosdrachen“, so ändert Gunkel einfach **Dr.**, Tag, in **Dr.**, Meer, um! Ähnlich wie an unserer Stelle wird auch Kap. 26, 13 die Verdunkelung der Sonne auf einen Himmelsdrachen zurückgeführt. Dieser Drache wird durchbohrt, und die Sonne kommt wieder zum Vorschein. Das ist mythologische, man könnte fast sagen, poetische Sprache. „The origin of this mythology is probably nothing else than a stroke of the imagination, which turned the dark cloud or the eclipsing shadow into a huge dragon.“ (Davidson, *Book of Job.*)

genau entspricht. Es muß demnach immerhin die Möglichkeit offen gelassen werden, daß dem Dichter der Marduk-Tiamatkampf bekannt gewesen sei. Dies ist sogar sehr wahrscheinlich. Doch damit ist wiederum nichts bewiesen für die Hypothese einer Entlehnung von Schöpfungsgeschichtlichen Ideen aus Babel. In bezug auf Hiob 26, 12 f. brauchen wir nach dem eben Gesagten nicht viel hinzuzufügen. Daß auch hier unter Rahab ein mythisches Ungeheuer gemeint sei, wird kaum, wie oben gesagt, bestritten werden können. Ob aber unter Rahab ein Meeresdrache oder ein Himmelsdrache zu verstehen sei, darüber gehen die Meinungen auseinander. Wir können für unsern jetzigen Zweck auf eine weitere Untersuchung verzichten, da diese Arbeit keine ausführliche Exegese dieser Stellen bieten will.

Wir lassen nun einige Stellen folgen, in denen der Leviathan erscheint, Ps. 74, 12 ff.:

12. Gott ist ja mein König von alters her,
Der Heilstaten auf Erden getan hat.
13. Du hast durch deine Macht das Meer gespalten,
Die Häupter der Drachen auf dem Wasser zerbrochen.
14. Du hast die Häupter des Leviathan zerschmettert,
Gabst ihn der Schar der Wüstentiere zum Fraße.
15. Du hast gespalten Quelle und Bach;
Du hast ausgetrocknet immerfließende Ströme.
16. Dein ist der Tag und dein die Nacht;
Du hast befestigt Sonne und Mond.
17. Du hast alle Grenzen der Erde festgestellt;
Sommer und Winter, du hast sie geschaffen.

Die „herkömmliche Exegese“, die V. 13—15 auf die Wunder des Auszugs bezieht, wird von Gunkel mit der Bemerkung, daß die Drachenüberwindung im Zusammenhange mit der Welterschöpfung stehe, daß die Heldentat Jahwes V. 13—15 vor der Schöpfung der Welt geschehen sei, als irrig zurückgewiesen. Aber die „herkömmliche Exegese“ ist korrekt und die Gunkelsche falsch. Die Frage ist diese: Will der Dichter überhaupt eine Beschreibung über den Hergang bei der Welterschöpfung geben? Will er die Schöpfungstaten Jahwes in ihrer zeitlichen Reihenfolge erzählen, so daß auf den Drachenkampf ähnlich wie im babylonischen Mythos das eigentliche Schöpfungswerk folgte? Daß ein solcher Gedanke der ganzen Anlage und Tendenz des Psalmes widerspricht, wird jedem klar, der das Lied nur oberflächlich ansieht. Denn was ist der Gedankengang? Der erste Teil enthält eine „flehentliche Bitte, daß Gott sich seiner Gemeinde, über die sein Zorngericht ergangen, wieder erbarmen und die Trümmer Zions wieder aufrichten möge“. Dann folgt eine Beschreibung der schrecklichen Verwüstung, die der Feind an heiliger Stätte angerichtet hat. Was aber den Jammer noch steigert, ist die Verzögerung der göttlichen Hilfe. Doch verzweifelt der fromme Dichter nicht. Im Hinblick auf die früheren Heilstaten Gottes schöpft er Trost mitten im Leiden. Mit diesem Ge-

anken beginnt unter Vassus, V. 12. Der Sinn des ganzen Abschnittes ist folgender: Gott hat schon öfters im Verlauf der Geschichte Israels die reiche Kiste seiner Macht in großen Heilstaten entfaltet, V. 13—15. Ja, er ist der Schöpfer Himmels und der Erde. Daher wird und kann er auch in der gegenwärtigen Not mit seiner rettenden Allmachtsband eingreifen und dem Jammer ein Ende machen. Was will also die Bemerkung: „Die Heldentat Jahwes V. 13—15 ist geschehen vor Schöpfung der Welt, V. 16 f.“? Die ganze Auslegung Gunkels scheitert schon an der einfachen Tatsache, daß es sich hier nicht um Heldentaten, sondern um Heilstaten handelt. Es sind ישועות Jahwes, an die der Dichter denkt, Rettungstaten. Folglich ist mit der Zeridmetterung der Häupter der Drachen und des Leviathans auf eine solche Rettungstat hingewiesen. Könnte der Psalmist wohl die Erzeugung des Chaosdrachen und die Welterschöpfung als eine Heilstat bezeichnet haben? Wem wurde dadurch Rettung und Heil verschafft, ehe es überhaupt Menschen gab? Die Drachen (תנינים) sind nichts anderes als Bezeichnung der Ägypter. Leviathan ist das Krokodil, ebenfalls Symbol Ägyptens. Hier erscheint dies „Ringeltier“ mit mehreren Köpfen, weil an das ägyptische Heer gedacht ist. Es ist nicht nötig, die Häupter nach dem Vorgang des Targum speziell auf die Herrscher Pharaos zu beziehen. Unter den immerwährenden Strömen, V. 15, versteht Gunkel „die Ströme des Urmeers“, während das doch die stehende Bezeichnung ist für perennierende Ströme im Orient, nie versiegende Ströme. Wenn diese Ströme von Jahwe trockengelegt wurden, so ist damit auf den Durchzug durch den Jordan hingewiesen, wie in V. 13. 14 der Durchzug durchs Rote Meer gemeint ist. Endlich: „Du hast gespalten Quelle und Bach.“ Damit weist der Dichter auf das Hervorbringen des Wassers aus dem Felsen hin; vgl. Ex. 17, 6. Gespalten = spaltend hervorbringen. Quelle und Bach ist das sogenannte effizierte, aus der Handlung hervorgegangene Objekt. Dies sind also die Heilstaten, die der Psalmist im Auge hat. Von einem mythologischen Hintergrund ist hier keine Spur.

Jes. 27, 1: An jenem Tage sucht Jahwe heim mit seinem Schwert den Grausamen, Großen und Starken, den Leviathan, die flüchtige Schlange, und den Leviathan, die gewundene Schlange, und tötet den Drachen im Meer.

Gunkel denkt natürlich auch hier an den Urozean, der in Leviathan verkörpert sei. Nach dem zum vorigen Passus Gesagten brauchen wir hier auf keine nähere Erörterung einzugehen. Dunkel bleibt die Stelle auf jeden Fall. Cheyne, der die Ansicht vertritt, daß „the two leviathans, or ‘coilers.’ are slightly varying mythic expressions for the storm- and rain-cloud, the enemy of the sun and light“, fügt hinzu: „If any one chooses to say that all three phrases mean Egypt, he cannot be refuted.“ (*Prophecies of Isaiah*, p. 159.) Doch sind wahrscheinlich drei feindsiche Weltmächte gemeint, Assur, Babel

und Ägypten nach der gewöhnlichen Annahme, und diese vielleicht als Repräsentanten aller gottfeindlichen Mächte überhaupt.

Hiob 40, 25—41, 26 enthält die bekannte poetische Schilderung des Leviathans. Hier wird zwar auch von Gunkel zugegeben, „daß der Dichter ein Ungeheuer der Gegenwart und nicht der Urzeit schildern wollte; ferner, daß Leviathan einzelne Züge vom Krokodil trägt“. Doch soll die Beschreibung auch Züge aufweisen, die deutlich auf ein mythologisches Ungeheuer hinweisen, so z. B. 41, 10—13: „Sein Riesen läßt Licht erglänzen, und seine Augen gleichen den Wimpern der Morgenröte. Aus seinem Rachen gehen Fackeln hervor, entsprühen Feuerfunken. Aus seinen Nüstern geht Rauch hervor, wie von einem siedenden Topf mit Binsenfeuerung. Sein Odem entzündet Kohlen, und Flammen entfahren seinem Rachen.“ Daß der Leviathan hier als feuerspeiendes Ungetüm beschrieben werde, falle um so mehr auf, meint Gunkel, als er andererseits ein Wasserungeheuer sein soll. Aber warum diese hölzerne Buchstäblichkeit bei der Auslegung eines so hochpoetischen Stückes? Mit andern Worten gesagt, hätte unser Dichter bei der Schilderung des Krokodils das Bild irgendeines mythischen feuerspeienden Fabelwesens vorgeschwebt, so hätte er sicherlich jenem Wesen nicht gerade solche Züge entlehnt, die dem zu schildernden Gegenstand schnurstracks zuwiderlaufen. Endlich sollen die „Fackeln“ und „Flammen“, die aus dem Rachen des Leviathans hervorgehen, nach dem Berichte von Naturforschern auf seiner Beobachtung beruhen. Die Ausdrücke, allerdings hyperbolisch poetisch, gründen sich auf besondere Eigentümlichkeiten, die man an dem Krokodil wahrgenommen hat. (Vgl. Delitzsch' Kommentar z. Buche Hiob.)

Des Raumes wegen müssen wir nun auf die Besprechung weiterer Stellen verzichten. Unter andern führt Gunkel noch folgende ins Feld: Ps. 104, 25; Hiob 3, 8; 40, 19 (die Stelle handelt von „Behemoth“. Gegen Gunkel auch Budde: „Eine mythologische Rolle des Behemoth wird nicht erwiesen“ [Komm. z. Hiob]; Behemoth = Nilpferd); 7, 12.

Wir haben also einige Hauptbeweiskstellen für eine angeblich frühere, dem babylonischen Tiamatkampf entlehnte israelitische Schöpfungstradition geprüft und glauben gezeigt zu haben, daß eine solche Tradition keinen Anhalt hat im Alten Testament. Dabei haben wir keinen Grund und auch kein Interesse, die Bekanntheit des babylonischen Mythos in Israel zu leugnen. Aber auch das läßt sich schwerlich beweisen. Hierbei darf auch dies Moment mit Recht betont werden, daß selbst in den Drachenkampfstellen das Ungeheuer nie **דימה** (Tehom) genannt wird, was man im Hinblick auf das babylonische „Tiamat“ doch nach der Entlehnungshypothese ganz naturgemäß erwarten sollte. Gätte das Hebräische keinen entsprechenden Ausdruck gehabt, so wäre es ja unter der Voraussetzung eines Lehnmithos leicht erklärlich, daß andere Ausdrücke, wie „Rahab“, „Drache“, „Leviathan“ usw., gewählt werden würden. Somit wären also die Zwischenglieder, welche nach

Gunkel und Zimmern Gen. 1 mit dem babylonischen Schöpfungsmythus verbinden sollen, zerrissen, und die tiefe Kluft zwischen dem biblischen und babylonischen Schöpfungsbericht harri uns nach wie vor entgegen.

Doch soll sich aus Gen. 1 die babylonische Färbung noch ziemlich deutlich erkennen lassen. Man weist besonders hin auf das ebengeannte Wort *Tehom* als Bezeichnung des Chaos. Bekanntlich steht das Wort ohne Artikel, eigentlich: „und Finsternis auf Tiefe“ (*Tehom*). Der artikellose Gebrauch des Wortes zeige ganz deutlich den verblähten Mythos. *Tehom* werde sogar noch in dieser streng monotheistischen Erzählung so halb und halb personifiziert dargestellt. Palmer äußert sich hierüber nach dem Vorgang von Zimmern und Gunkel also: „It is to be noticed that the Hebrew *Tehom* is construed without the article, which would seem to imply that it is an old traditional name for that which had partly been personified and mythologized, as if in English, instead of writing ‘the deep,’ we gave the word a capital: ‘Darkness was upon the face of Deep (or Chaos).’”¹⁰⁾ In einer Note macht derselbe Verfasser darauf aufmerksam, daß man aber aus dem Ausdruck „*face of Deep*“ kein Kapital für die mythologische Deutung schlagen dürfe. Gewiß nicht! Palmer scheint aber gerade diesen Ausdruck nicht besonders gründlich untersucht zu haben, sonst hätte er nicht nur vor einem etwaigen Mißbrauch warnen, sondern auch die weitere Bemerkung hinzufügen müssen, daß gerade dies Wort „*face*“ die mythologische Erklärung als völlig bodenlos und unmöglich erscheinen läßt. Denn was heißt „on the face of“, „auf dem Antlitz der *Tehom*“? Das heißt nichts anderes als „auf der Oberfläche des Chaos“, wie noch am Ende desselben Verses: „auf der Oberfläche des Wassers“. Doch wie verhält es sich mit der Artikellosigkeit des Wortes? Läßt sich daraus mit Recht schließen, daß es sich ursprünglich um eine „mythische Gestalt“ gehandelt habe? Auch hieraus läßt sich nichts beweisen. Gen. 1, 24 steht z. B. auch *eret*, Erde, ohne Artikel; Gen. 2, 4 Erde und Himmel. Eine ganze Reihe ähnlicher Beispiele bietet König (Syntax. d. hebr. Sprache, § 292 a).

Daß zwischen dem babylonischen „*Tiamat*“ und dem biblischen „*Tehom*“ eine etymologische Verwandtschaft besteht, ist schon öfters von uns zugegeben worden. Aber es ist ein sprachgeschichtliches Axiom, daß ursprüngliche Wurzelverwandtschaft nicht ohne weiteres auf Identität des Sinnes schließen läßt. Dasselbe Wort kann in verschiedenen Dialekten oft ganz verschiedene Bedeutungsentwicklungen durchmachen (vgl. das deutsche „*selig*“ und das englische „*silly*“). Wenn daher das babylonische *Tiamat* das personifizierte Chaos bezeichnet, so ist man auch von rein sprachlichem Standpunkt aus nicht sofort zu dem Schlusse berechtigt, daß das biblische *Tehom* die nämliche Bedeutung haben müsse. Unter demselben Ausdruck können sich verschiedene Vorstellungen verbergen. Auch ist nicht zu übersehen, daß das babylonische

10) Babylonian Influence on the Bible, p. 6.

Wort eine spezielle Femininendung at hat, um das Urmeer als weibliches Ungeheuer zu bezeichnen, während die biblische Bezeichnung die Urflut einfach als solche charakterisiert. Clay macht ferner darauf aufmerksam, daß der den beiden babylonischen Wörtern Tiamat, Chaos, und tãmtu, Meer, im allgemeinen zugrunde liegende Stamm sich im Babylonischen selbst nicht nachweisen lasse, wie ja auch aus Delitzsch' „Assyrischem Handwörterbuch“ zu sehen ist, während in diesem Falle das Hebräische mehrere Stämme aufweise, הַיָּם, הַיָּם, הַיָּם, erregt sein, lärmten, tosen, auf die sich Tehom zurückführen lasse. „In fact, there is a wealth of synonyms, belonging to the very fiber of the Hebrew language and thought. And yet scholars have held that Israel borrowed the conception from the Babylonians, who, as far as is known, simply used the word tãmtu, 'sea,' and also Tiamtu (Tiamat) in this legend.“¹¹⁾ Clay wagt sogar die Behauptung, daß, weit entfernt, daß der Tiamatmythus von den Babyloniern auf die Israeliten übertragen wurde, „the Marduk-Tiamat myth“ vielmehr „an importation from the West“ sei. Nicht von Osten nach Westen, sondern von Westen nach Osten sei die Erzählung gewandert.

Für den babylonischen Ursprung von Gen. 1 macht man ferner geltend, daß die ganze Erzählung „durchaus keine israelitische Lokalfärbung“ an sich trage. Von israelitischem Standpunkte aus könne man nicht erklären, „warum das Volk Israel sich die Frage: ‚Wie ist einst dieser sichtbare Himmel und diese sichtbare Erde entstanden?‘ gerade mit dem Berichte Gen. 1 beantwortet haben sollte“. Von spezifisch babylonischem Standpunkte aus lasse sich dies sehr wohl erklären. „Denn für den Babylonier“, fährt Zimmern fort, „liegt die Sache einfach folgendermaßen. Er sagte sich: Die Welt muß einst in gleicher Weise erstmals entstanden sein, wie sie jetzt noch in jedem Jahr und an jedem Tag entsteht. Wie in jedem Frühling der Frühlingssonnengott Marduk das vom Winterregen her überschwemmte, dem Meer, der Tihamat, gleichende Land neu hervortreten läßt, so ist auch im allerersten Frühling, am allerersten Neujahr, nach einem Kampf zwischen Marduk und Tihamat die Welt zustande gekommen. Oder: . . . Wie die Sonne an jedem Morgen das Weltmeer, die Tihamat, durchschreitet und aus dem Chaos der Nacht zuerst den Himmel, dann die Erde hervortreten läßt, so ist auch am ersten Schöpfungsmorgen Himmel und Erde erstmals entstanden. Man mache den Versuch, das Bild in ähnlicher Weise vom israelitischen Standpunkt aus begreifen zu wollen, und man wird erkennen, daß dieser Versuch hier mißlingt. Das Bild verlangt eben als Entstehungsort ein Mubialland, wie es Babylonien, aber nicht Palästina oder die syrisch-arabische Wüste ist, und das Bild verlangt weiter einen speziellen Frühlings- oder Frühlingssonnengott, wie es Marduk, aber nicht Jahwe ist.“¹²⁾ Das heißt, alle Vorstellungen

11) Amurru, *The Home of the Northern Semites*, p. 49 sq.

12) Biblische und babylon. Urgeschichte, S. 17 f.

von der Schöpfung sind durch klimatische Verhältnisse bedingt. Das ist hier die Voraussetzung. Weil nun aber die notwendigen Vorbedingungen für solche Anschauungen, wie sie in Gen. 1 vorliegen, in Israel fehlten, dagegen in Babylonien vorhanden waren, ist folglich der biblische Schöpfungsbericht babylonischen Ursprungs. Die Schlüsse und Deduktionen sind aber nie mehr wert als die Prämissen. Ehe uns also Jimmern und seine Genossen den Beweis liefern, daß ihr Prinzip richtig ist, können wir dem darauf gebauten Schlusse kein Vertrauen schenken. Denn ist es eine unanfechtbare Wahrheit, daß die Vorstellungen von der Schöpfung lediglich aus der Beobachtung von Naturvorgängen erwachsen können? Solche Ansichten führen uns auf den Boden des puren Naturalismus, und gerade für diesen gibt es in dem biblischen Schöpfungsbericht mehr als eine Nuß zu knacken. „Wie ist doch alles so gleich in Bibel und Babel!“ ruft Delitzsch in seinem Vortrag aus. Wir wollen das jetzt kurz illustrieren, indem wir in einigen wesentlichen Punkten die beiden Schöpfungserzählungen einander gegenüberstellen. Woher kommt es, daß der biblische Bericht mit „Gott“ beginnt, während in Babel die Götter „entstehen“? Woher die Vorstellung eines vorweltlichen ewigen Gottes, eines seinem Werke erhaben gegenüberstehenden Schöpfers, während die babylonischen Gottheiten emanationsmäßig aus der chaotischen Urflut hervorgehen? Wie kommt es, daß die Bibel nicht einmal ein Wort für Göttin kennt, während Babel die Tiamat als die große Göttermutter feiert? Warum nur Kosmogonie in der Bibel, während in Babel die Theogonie der Kosmogonie vorausgeht? Woher denn überhaupt der Monotheismus der Bibel, während in Babel alles von Göttern wimmelt? Woher auch die schlichte Einfachheit, die feierliche Erhabenheit des biblischen Berichtes, während im babylonischen Mythos „alles wild und grotesk, himmelstürmende, barbarische Poesie“? Woher das grundverschiedene Verhältniß zwischen der biblischen Tehom zu dem ewigen Schöpfer und der babylonischen Tiamat zu dem Demiurgen Marduk? Keine Spur von einem Kampf in der Bibel! Keine Feindschaft zwischen Tehom, Chaos, und Gott! Erstere ist nur die „rudis indigestaque moles“, die der göttlichen, schaffenden und belebenden Wirkung harzt. Diese und manche andere Verschiedenheiten, die die biblische Schöpfungsgeschichte zu einer Erzählung sui generis stempelt, haben wir nach Delitzsch dem „priesterlichen Gelehrten“ zu verdanken, der „ängstlich“ darauf bedacht war, alles anstößige mythologische Beiwerk auszuscheiden und einen Bericht herzustellen, der den fortgeschrittenen religiösen Anschauungen seiner Zeit angemessen war. Wir müssen zugeben, daß dieser Priester seine Aufgabe in meisterhafter Weise gelöst hat. Qualis artifex! Doch ist damit das Rätsel noch lange nicht gelöst. Wie kommt es, fragen wir weiter, daß das Prinzip der religionsgeschichtlichen Entwicklung so herrliche Früchte in Israel zeitigte, während drüben in Babylonien nichts als Stillstand und Stagnation wahrzunehmen ist?

Wir haben im vorigen Artikel auf spätere Rezensionen des babylonischen Schöpfungsmythus hingewiesen, nämlich auf die des Verosius zur Zeit Alexanders des Großen und des Damascius im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und haben dabei dieselben mytheologischen Phantastereien, womöglich noch wilder und grotesker, vorgefunden wie in den ältesten Zeiten der babylonischen Geschichte. Wir überlassen den Vertretern der religionsgeschichtlichen Schule, die den Offenbarungscharakter von Gen. 1 bestreitet, die Lösung dieses letzten Problems.

C. Gänßle.

(Fortsetzung folgt.)

D. Martin Luther.

Ein Lebensbild nach den eigenen Aussprüchen Luthers und den Angaben seiner Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Luthers eigener Bericht über die mit dem Ablassstreit zusammenhängenden Vorgänge bis zum Jahre 1520 (inkl.).

In der Vorrede zum ersten Bande seiner lateinischen Schriften gibt Luther eine zusammenhängende Erzählung der Begebenheiten, welche sich bei und unmittelbar nach dem Anfang des Ablasshandels zutragen.¹⁶⁴⁾ Diese lassen wir hier folgen: „Vor allem bitte ich den gottseligen Leser und bitte ihn um unsers Herrn Jesu Christi willen, daß er dies [die Schriften Luthers von 1517 bis 1520] mit gutem Urtheil lese, ja mit vielem Erbarmen. Und er soll wissen, daß ich einst ein Mönch gewesen bin und ein überaus unsinniger Papist, da ich diese Sache anfang, so trunken, so erfossen in den Lehren des Papsts, daß ich völlig bereit gewesen wäre, wenn ich es vermocht hätte, alle zu töten oder denen zu helfen und es mit denen zu halten, die da diejenigen töteten, welche auch nur mit einer Silbe den Gehorsam gegen den Papst verweigerten. Ein so großer Saul war ich, wie es noch viele gibt. Ich war nicht so gar Eis und Kälte in der Verteidigung des Papsttums, wie Eck und seinesgleichen waren, welche mir vielmehr um ihres Bauches willen den Papst zu verteidigen schienen, als daß sie ernstlich die Sache gehandelt hätten; ja, sie scheinen mir noch heutiges tags den Papst zu verlachen, gleichwie die Episkurer. Ich handelte die Sache ernstlich, da ich den jüngsten Tag in erschrecklicher Weise fürchtete und doch von Herzensgrund begehrte, selig zu werden. So wirst du in diesen meinen früheren Schriften finden, wie viele und große Dinge ich dem Papste aufs allerdemüthigste zugelassen habe, die ich in späteren Zeiten und jezt für die höchste Gotteslästerung und Greuel halte und verfluche. Du wirst daher, lieber gottseliger Leser, diesen Irrtum oder (wie sie es lästern) einander widersprechende Reden der

Zeit und meiner Unkenntnis zuschreiben. Ich war zuerst allein und sicherlich ganz ungeschickt und zu ungelehrt, so große Sachen zu handeln, denn durch Zufall, nicht williglich und absichtlich, bin ich in diesen Sader geraten, dafür rufe ich Gott zum Zeugen an.

„Da nun im Jahre 1517 der Ablass in diesen Landen verkauft wurde (verkündigt wurde, wollte ich sagen) um des schändlichen Gewinns willen, war ich zu der Zeit ein Prediger, ein junger Doktor der Theologie (wie man zu sagen pflegt), und fing an, den Leuten abzuraten und sie abzumahnern, sie sollten den Ablassschreibern kein Gehör geben; sie hätten bessere Dinge, die sie tun könnten. Und ich glaubte gewiß zu sein, daß ich hierin den Papst als Schutzherrn haben werde, auf dessen Zuverlässigkeit ich mich damals gar stark verließ, da er in seinen Dekreten aufs allerklarste das unverschämte Treiben der Ablassfrämer (quaestorum = der Schöffer; so nennt er die Ablassprediger) verdammt.

„Als bald habe ich zwei Briefe geschrieben, einen an den Erzbischof zu Mainz, Albrecht, der die Hälfte des Geldes von dem Ablass erhielt; die andere Hälfte bekam der Papst, was ich damals nicht wußte; den andern Brief an den ordentlichen Bischof unsers Ortes (ordinarium loci, wie man ihn nennt), den Bischof zu Brandenburg, Hieronymus, und bat, daß sie der Unverschämtheit und Gotteslästerung der Ablassfrämer Einhalt tun möchten. Aber der arme, geringe Mönch wurde verachtet. Da ich so verachtet wurde, gab ich einen Disputationszettel heraus und zugleich eine deutsche Predigt vom Ablass, kurz darauf auch die Erläuterungen, in welchen ich dem Papst zu Ehren dieses handelte, daß der Ablass zwar nicht verdammt werden sollte, doch die guten Werke der Liebe ihm vorgezogen werden sollten.

„Das war denn so viel, als hätte ich den Himmel herabgestürzt und die ganze Welt durch eine Feuersbrunst verzehrt. Ich werde bei dem Papste angeklagt, es wird eine Zitation gesandt, in der ich nach Rom vorgeladen werde, und das ganze Papsttum erhebt sich wider mich einigen Mann. Dies begab sich im Jahre 1518 während des Reichstags, den Maximilian zu Augsburg hielt, bei welchem der Cardinal Cajetan als Legat a latere des Papstes tätig war. An diesen wandte sich meinethalben der durchlauchtigste Herzog von Sachsen, Friedrich, Kurfürst, und erlangte, daß ich nicht gezwungen werden sollte, nach Rom zu gehen, sondern er selbst mich rufen lassen, die Sache untersuchen und beilegen sollte. Bald danach ist der Reichstag aufgelöst.

„Unterdessen, weil alle Deutschen dessen müde waren, die Plünderungen, den Jahrmarkt und die unzähligen Betrügereien der römischen Buben zu leiden, so warteten sie mit großem Verlangen auf den Ausgang dieser so großen Sache, welche vorher weder irgendein Bischof noch ein Theologe anzurühren gewagt hatte. Und jedenfalls war mir diese Stimmung des Volks günstig, weil schon allen die Kunstgriffe

und römischen Praktiken verhaßt waren, mit denen sie die ganze Welt erfüllt und müde gemacht hatten.

„Daher kam ich nach Augsburg zu Fuß und arm, vom Fürsten Friedrich versehen mit Zehrung und Empfehlungsbriefen an den Rat und etliche gute Männer. Drei Tage war ich dort, ehe ich zu dem Kardinal ging, denn es hielten mich viele gute Leute ab und widerrieten mir aufs höchste, ohne ein sicheres Geleit vom Kaiser zu dem Kardinal zu gehen, wiewohl mich dieser jeden Tag durch irgendeinen Orator berufen ließ. Dieser fiel mir gar beschwerlich, daß ich nur widerrufen sollte, dann stände alles wohl. Aber es ist zu weitläufig, das ungerechte Ansinnen, zu weitläufig, seine Umschweife zu erzählen.

„Endlich am dritten Tage kam er und führte Beschwerde, warum ich nicht zum Kardinal käme, der mich in der gütigsten Gesinnung erwartete. Ich antwortete, ich müsse dem Räte der guten Männer gehorchen, denen ich von dem Fürsten Friedrich empfohlen wäre. Es sei aber ihr Rat, daß ich nicht ohne den Schutz des Kaisers oder öffentliches Geleit zu dem Kardinal gehen sollte; wenn ich dies erlangt hätte (jene aber wirkten bei dem kaiserlichen Räte dahin, daß sie es erlangen möchten), so würde ich alsbald zu ihm gehen. Hierauf sagte jener entrüstet: „Meinst du, daß der Fürst Friedrich um deinetwillen zu den Waffen greifen werde?“ Ich sagte: „Das wollte ich durchaus nicht.“ „Und wo willst du bleiben?“ Ich antwortete: „Unter dem Himmel.“ Darauf sagte er: „Wenn du den Papst und die Kardinäle in deiner Gewalt hättest, was würdest du tun?“ „Ihnen alle Ehrerbietung und Ehre erweisen“, sagte ich. Darauf bewegte jener mit einer welschen Bewegung den Finger und sagte: „Hem!“ Und so ging er fort und ist nicht wiedergekommen.

„An dem Tage ließ der kaiserliche Rat dem Kardinal ansagen, daß mir vom Kaiser Schutz oder freies Geleit gegeben sei, und erinnerte ihn, er sollte nichts zu Hartes wider mich vornehmen. Darauf soll er geantwortet haben: „Es ist gut; dennoch werde ich tun, was meines Amtes ist.“ Dies waren die Anfänge dieses Handels; anderes kann man aus den Akten, die nachher folgen,¹⁶⁵⁾ erkennen.

„In demselben Jahre war nun M. Philipp Melanchthon von dem Fürsten Friedrich hieher berufen worden, um die griechischen Wissenschaften zu lehren, ohne Zweifel, damit ich einen Gehilfen hätte in der Arbeit in der Theologie. Denn was der Herr durch dies Werkzeug nicht allein in den Wissenschaften, sondern auch in der Theologie gewirkt hat, das bezeugen genugsam seine Werke, wenngleich der Satan darüber zürnt und alle seine Schuppen.

„Im folgenden Jahre, 1519, starb im Februar Maximilian, und nach dem Rechte des Reichs wurde Herzog Friedrich Statthalter. Darauf hörte der Sturm ein wenig auf zu wüten, und allmählich stellte sich Verachtung gegen den Bann oder den päpstlichen Donnerschlag ein.

Denn da Eck und Caracciolus eine Bulle aus Rom mitgebracht hatten, welche den Luther verdammt, und sie dieselbe bekanntgemacht hatten, jener [Eck] hier [in Wittenberg], dieser [Caracciolus] dort dem Herzog Friedrich, der damals zu Köln war, um den neulich erwähnten Karl mit andern Fürsten zu empfangen, war er [Kurfürst Friedrich] sehr unwillig und schalt mit großer Tapferkeit und Beständigkeit diesen päpstlichen Buben, daß er und Eck in seiner Abwesenheit das Gebiet seines Bruders Johannes und das seine in Unruhe versetzt hätten, und setzte ihnen gar trefflich zu, so daß sie beschämt und mit Schanden von ihm wegingen. Der Fürst, der mit unglaublichem Verstande begabt war, erkannte die Künstreiche des römischen Hofes und wußte diese Leute nach Gebühr zu behandeln, denn er hatte eine gar feine Nase und spürte mehr und weiter, als die Romanisten hoffen oder fürchten konnten.

„Daher standen sie fortan davon ab, ihn zu versuchen. Denn auch die Rose, welche man die goldene nennt, die ihm in demselben Jahre von Leo X. gesandt worden war, hat er keiner Ehre gewürdigt, vielmehr für etwas Lächerliches gehalten; so mußten die Romanisten in ihrem Vornehmen, diesen so großen Fürsten zu täuschen, verzweifeln. Und das Evangelium hatte unter dem Schatten dieses Fürsten einen glücklichen Fortgang und wurde weit ausgebreitet. Sein Ansehen bewegte sehr viele, da er, weil er ein sehr weiser und scharfsichtiger Fürst war, nur bei gehässigen Leuten in den Verdacht geraten konnte, daß er Ketzerei und Ketzer hegen und schützen wolle. Dies brachte dem Papsttum großen Schaden.

„In demselben Jahre ist die Disputation zu Leipzig gehalten worden, zu welcher Eck uns beide, Carlstadt und mich, herausforderte. Aber ich konnte durch keine Briefe Geleit von Herzog Georg erlangen, so daß ich unter dem Geleit, welches dem Carlstadt gegeben war, in Leipzig einzog als einer, der nicht ein Disputator, sondern ein Zuschauer sein würde. Ich weiß aber nicht, wer mir hinderlich gewesen sein mag, denn der Herzog Georg war mir noch nicht abgeneigt, was ich gewiß wußte.

„Hier kam Eck zu mir in meine Herberge und sagte, er habe gehört, daß ich mich weigere zu disputieren. Ich antwortete: „Wie kann ich disputieren, da ich kein Geleit von Herzog Georg erlangen kann?“ Er sagte: „Wenn ich mit dir nicht disputieren darf, will ich auch mit Carlstadt nicht disputieren, denn um deinetwillen bin ich hieher gekommen. Wie? wenn ich Geleit für dich erlangte, würdest du dann mit mir disputieren?“ „Erlange es“, sagte ich, „und es soll geschehen.“ Er ging fort, und alsbald ist auch mir freies Geleit gegeben worden und die Gelegenheit zum Disputieren geboten.

„Dies tat Eck, weil er sah, daß er gewissen Ruhm erjagen könnte wegen meiner These, in welcher ich leugnete, daß der Papst aus göttlichem Rechte das Haupt der Kirche sei. Hier stand ihm ein weites Feld offen und die beste Gelegenheit, mit großer Scheinbarkeit zu

schmeicheln und die päpstliche Gnade zu verdienen, sodann auch mich mit Haß und Schmach zu überschütten. Dies tat er wader während der ganzen Disputation; doch hat er seine Sache nicht bewiesen, noch das Meine widerlegt, so doch selbst der Herzog Georg bei der Vormittagsmahlzeit zu Eck und mir sagte: „Mag er nun aus menschlichem Rechte oder aus göttlichem Rechte Papst sein, so ist er doch Papst.“ Dies Wort hätte er auf keinen Fall gesagt, wenn er nicht durch meine Beweisgründe bewegt worden wäre, sondern hätte allein dem Eck recht gegeben.

„Und hier siehe auch an meinem Falle, wie schwer es sei, sich herauszuringen und herauszukommen aus solchen Irrthümern, die durch das Exempel der ganzen Welt befestigt sind und durch lange Gewohnheit gleichsam zur Natur geworden. Wie wahr ist doch das Sprichwort: Es ist schwer, von gewohnten Dingen abzulassen, und: Gewohnheit ist die zweite Natur; und wie wahr sagt Augustinus: „Gewohnheit wird, wenn man ihr nicht widersteht, eine Notwendigkeit.“ Ich, der ich damals schon die Heilige Schrift sieben Jahre lang aufs fleißigste privatim und öffentlich gelesen und gelehrt hatte, so daß ich fast alles auswendig wußte, sodann auch die Erstlinge der Erkenntnis und des Glaubens Christi erlangt hatte, nämlich daß wir nicht durch Werke, sondern durch den Glauben an Christum gerecht und selig werden, ja auch das, von dem ich jetzt rede, der Papst sei nicht aus göttlichem Rechte das Haupt der Kirche, bereits öffentlich verteidigt hatte, sah dennoch nicht das, was daraus folgte, nämlich daß der Papst notwendigerweise aus dem Teufel sei. Denn was nicht aus Gott ist, muß aus dem Teufel sein.

„Ich war (wie ich gesagt habe) sowohl durch das Exempel und den Titel der heiligen Kirche als auch durch die eigene Gewohnheit so überwältigt, daß ich dem Papste ein menschliches Recht zugestand, welches doch, wenn es sich nicht auf einen Spruch der Heiligen Schrift gründet, Lüge und teuflisch ist. Denn den Eltern und Obrigkeiten gehorchen wir, nicht weil sie es gebieten, sondern weil dies der Wille Gottes ist, 1 Petr. 2, 13. Daher kommt es, daß ich mit nicht gar erzürntem Herzen die tragen kann, welche überaus hartnäckig am Papsttum hängen, vornehmlich die, welche die Heilige Schrift oder sogar auch weltliche Schriften nicht gelesen haben, da ich so viele Jahre lang die Heilige Schrift auf das fleißigste gelesen und doch so zähe an demselben geblieben habe.

„Im Jahre 1519 sandte (wie ich gesagt habe) der Papst Leo X. die Rose durch Karl Miltiz, der viel mit mir handelte, damit ich mit dem Papst wieder versöhnt würde. Er hatte siebenzig apostolische Briefe (brevia), damit er, wenn der Fürst Friedrich mich ihm auslieferte, wie der Papst durch die Rose suchte, in jeder Stadt ein Breve anschlagen sollte und mich so sicher nach Rom bringen. Er verriet aber vor mir den Rat seines Herzens, indem er sagte: „O Mar-

tinus, ich glaubte, du wärest irgendein alter, hochbejahrter Theologe, der hinter dem Ofen sitzend so mit sich disputiert hätte; jetzt sehe ich, daß du noch jung an Jahren und kräftig bist. Wenn ich fünfundzwanzigtausend bewaffnete Leute hätte, würde ich mir nicht getrauen, daß ich dich nach Rom bringen könnte. Denn ich habe auf dem ganzen Wege die Gesinnung der Leute erforscht, was sie von dir hielten: siehe, wenn ich einen fand, der es mit dem Papst hielt, so standen drei für dich und wider den Papst. Aber dies war ein lächerlicher Vorfall: er hatte in den Herbergen auch die Weiblein und Jungfrauen ausgeforscht, was sie von dem römischen Stuhle hielten. Da sie dieses Wort nicht kannten und dachten, es wäre ein gewöhnlicher Stuhl, so antworteten sie: Wie können wir wissen, was für Stühle ihr in Rom habt, ob hölzerne oder steinerne?

„Daher hat er, daß ich auch auf das bedacht sein möchte, was zum Frieden diene; er werde sich alle Mühe geben, daß der Papst daselbe tue. Ich versprach auch reichlich alles. Was ich nur auf irgendeine Weise mit unverletztem Gewissen, daß ich der Wahrheit nichts vergäbe, zu tun vermöchte, das würde ich aufs bereitwilligste tun. Auch ich begehre des Friedens und trachte dem nach, da ich durch Gewalt in diesen Handel gezogen sei; durch die Not getrieben, hätte ich alles getan, was ich getan hatte. Die Schuld sei nicht mein.

„Er hatte aber den Johann Tezel, Predigerordens, zu sich rufen lassen, den ersten Urheber dieses gewaltigen Handels, und diesen bisher allen schrecklichen Menschen und unerschrockenen Schreier durch Worte und Drohungen des Papstes so niedergeschmettert, daß er von da an verschmachtete und endlich durch die Bekümmernis seines Herzens dahingerafft wurde. Wie ich dies erfuhr, habe ich ihn vor seinem Tode mit freundlich geschriebenen Briefen getröstet und habe ihn aufgefordert, gutes Muts zu sein, auch solle er die Erinnerung an mich nicht fürchten. Aber vielleicht ist er durch sein Gewissen und den Zorn des Papstes unterlegen.

„Karl [von Miltitz] wurde für untauglich gehalten und sein Rat für nichtig; aber — nach meinem Dafürhalten — wenn der Mainzer von Anfang an, da er von uns erinnert wurde, ja wenn der Papst, ehe er mich ungehört verdamnte und mit seinen Bullen wütete, diesen Rat gefaßt hätten, den Karl faßte, wiewohl spät, und sofort das Wüten Tezels gedämpft hätten, so wäre die Sache nicht zu einem so großen Lärmen geworden. Allein der Mainzer hat die Schuld, dessen Weisheit und Schlaueit ihn betrogen hat, weil er meine Lehre dämpfen wollte, und sein Geld, das er durch den Ablass suchte, unverkürzt behalten wollte. Jetzt sucht man vergebens Rat, vergebens stellt man Vermühungen an. Der Herr ist aufgewacht und macht sich auf, die Völker zu richten. Auch wenn sie uns töten könnten, würden sie doch nicht haben, was sie wollten, ja würden viel weniger haben, als sie bei unserem Leben haben, und da wir unverletzt sind. Dies spüren einige

unter ihnen gar wohl, die noch nicht ganz und gar ohne eine feine Nase sind.“

„Unterdeffen war ich in diesem Jahre von neuem darangegangen, den Psalter auszulegen,¹⁶⁶⁾ indem ich darauf vertraute, daß ich geübt wäre, nachdem ich die Briefe an die Römer, an die Galater¹⁶⁷⁾ und den, der an die Hebräer gerichtet ist, in der Schule behandelt hatte. Ich hatte freilich mit einer außerordentlichen Begierde danach getrachtet, den Paulus im Briefe an die Römer zu verstehen, aber es hatte mir dabei nicht etwa das kalte Blut, welches mein Herz umfließt, im Wege gestanden, sondern das einige Wort, welches Kap. 1, 17 [Vulgata] steht: ‚Die Gerechtigkeit Gottes wird in demselben offenbart.‘ Ich hatte nämlich dieses Wort: ‚die Gerechtigkeit Gottes‘, weil ich durch den Brauch und die Gewohnheit aller Lehrer so unterwiesen war, daß ich es in philosophischer Weise verstehen mußte von der formalen oder tätigen Gerechtigkeit (wie sie es nennen), nach welcher Gott gerecht ist und die Sünder und die Ungerechten bestraft. Ich aber, der ich mich, so untadelhaft ich auch als Mönch lebte, vor Gott als einen Sünder befand und ein unruhiges Gewissen hatte, auch die Zuversicht nicht fassen konnte, daß er durch meine Genugtuung versöhnt werde, liebte nicht den gerechten Gott, der die Sünder straft, ja ich haßte ihn. Und wenn auch nicht mit geheimem Lästern, so zürnte ich doch sicherlich mit gewaltigem Murren auf Gott und sagte: Als ob es in der Tat nicht genug wäre, daß die elenden und durch die Erbsünde ewig verlorenen Sünder durch das Gesetz der heiligen zehn Gebote mit jeder Art von Unglück beladen sind — mußte denn Gott auch noch durch das Evangelium Jammer auf Jammer häufen und uns auch durch das Evangelium seine Gerechtigkeit und seinen Zorn androhen? So wütete ich in meinem bösen und beunruhigten Gewissen. Doch klopfte ich ungestüm bei Paulus an dieser Stelle an, indem ich aufs heftigste danach dürstete, zu wissen, was Paulus meine. Endlich, da ich Tag und Nacht darüber nachdachte, gab ich durch Gottes Gnade auf den Zusammenhang acht, nämlich: die Gerechtigkeit Gottes wird darinnen offenbaret, wie geschrieben steht: ‚Der Gerechte lebet seines Glaubens.‘ Da fing ich an zu versichen, daß die Gerechtigkeit Gottes die sei, durch welche der Gerechte durch die Gabe Gottes lebt, nämlich durch den Glauben, und daß dies die Meinung sei: durch das Evangelium werde die Gerechtigkeit Gottes offenbart, nämlich die leidende, durch welche uns der barmherzige Gott durch den Glauben gerecht macht, wie geschrieben steht: ‚Der Gerechte lebet seines Glaubens.‘ Da habe ich empfunden, daß ich ganz wiedergeboren sei und durch die offenen Türen in das Paradies selbst eingegangen. Da erhielt für mich sofort die ganze Heilige Schrift ein ganz anderes Ansehen. Sodann ging ich durch die Schrift, so weit ich sie im Gedächtnis hatte, und fand auch in andern Wörtern dieselbe Redeweise, als: das Werk Gottes, das heißt,

166) 4, 198 ff.

167) 8, 1352 ff.

welches Gott in uns wirkt; die Kraft Gottes, durch welche er uns kräftig macht; die Weisheit Gottes, durch welche er uns weise macht; die Stärke Gottes, das Heil Gottes, die Ehre Gottes. Mit wie großem Haß ich nun zuvor das Wort „die Gerechtigkeit Gottes“ gehaßt hatte, mit so großer Liebe hielt ich dies Wort hoch als das, welches mir das allerlieblichste war. So ist mir diese Stelle des Paulus in der Tat die Pforte des Paradieses gewesen. Später las ich die Schrift des Augustinus „Vom Geist und vom Buchstaben“, wo ich wider mein Erwarten darauf stieß, daß er auch die Gerechtigkeit Gottes in gleicher Weise auslegt von der Gerechtigkeit, mit der Gott uns bekleidet, indem er uns gerecht macht. Und wiewohl dies noch unvollkommen geredet ist und nicht alles deutlich ausdrückt, was die Zurechnung betrifft, so gefiel es mir doch, daß die Gerechtigkeit Gottes gelehrt wurde, durch welche wir gerecht gemacht werden. Durch diese Gedanken war ich nun besser gerüstet worden und fing an, den Psalter zum zweiten Male auszulegen, und das Werk wäre zu einem großen Kommentar geworden, wenn ich nicht von neuem durch den Reichstag, den Kaiser Karl V. zu Worms hielt, da ich im folgenden Jahre dahin berufen wurde, genötigt gewesen wäre, das angefangene Werk anstehen zu lassen. Dies erzähle ich deshalb, lieber Leser, damit du, wenn du meine Werke liest, eingedenk seiest, daß ich (wie ich oben gesagt habe) einer von denen gewesen bin, welche (wie Augustinus von sich schreibt) durch Schreiben und Lehren weiter gekommen sind, nicht einer von denen, die aus nichts auf einmal die Höchsten werden, während sie doch nichts sind, weder gearbeitet haben, noch versucht sind, noch Erfahrungen gemacht haben, sondern durch einen Blick auf die Schrift ihren ganzen Geist ausschöpften. Bis hieher, bis zum Jahre 1520 und 1521, erstreckte sich der Ablasshandel; danach folgen die Sachen, welche die Sakramentierer und die Wiedertäufer betreffen, über welche, wenn ich lebe, in andern Bänden die Vorrede gestellt werden soll.“

(Schluß folgt.)

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Einundzwanzigster Synodalbericht des Wisconsin-Distrikts mit Lehrverhandlungen von P. G. G. Schmidt über das Thema: „Welches sind die Eigenschaften einer wohlgegründeten wahrhaft lutherischen Gemeinde, nach welchen daher lutherische Prediger mit ihren Gemeinden als ihrem Ziele zu streben haben? Theses XXVIII. Sie ist nicht veränderlichen und neuerungssüchtigen Sinnes.“ (12 Gts.)

2. Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1913 mit folgenden Haupttiteln: „Was ich mir recht oft im neuen Jahre vorsehen will.“ „Gedenke des 14. Aprils 1912!“ „Unsere Missouri-Synode eine Predigerin von Jesu.“ „So kann es nicht fortgehen. Ein Gespräch zwischen Herrn M. und seiner Frau.“ „Ist unsere Bibel nicht wahr, so ist kein Buch in der ganzen Welt wahr.“ „Wehe der Welt des Papsttums halben!“ „Der Schatz der Gemeindegemeinde.“ „Heiraten.“ (10 Gts.)

3. „Der Herr ist mein Hirte.“ Gebetbüchlein für Kinder. Von Johannes Blanke. (10 Cts.)

4. „Little Folded Hands.“ Prayers for Children. Compiled by Louis Birk. (10 Cts.) — Diese beiden Gebetbüchlein bieten auf 48 Seiten Sprüche, Verse und allerlei passende Gebete für Kinder, denen sie eine willkommene Gabe sein werden, zumal sie mit vielen Bildern geschmückt sind.

5. „Why I Am a Protestant and Not a Roman Catholic.“ By William Dallmann. (5 Cts., das Duzend 40 Cts., das Hundert \$3.00.)

6. „Church Architecture and Ecclesiastical Art.“ By Paul E. Kretzmann. (30 Cts.) — Dieses Heft von 32 Seiten beschreibt den Bau einer lutherischen Kirche sowie auch die Bedeutung ihrer Einrichtungen und ihres Schmucks.

7. In „Combination Offer L.-W. 13“ offeriert Concordia Publishing House allen, die nicht im Rückstande sind, den „Lutheraner“ und *Lutheran Witness* für \$1.70. Auch wird der *Lutheran Guide* vom Anfang des neuen Jahres an so umgestaltet werden, daß er dem „Für die Kleinen“ entspricht und nur 15 Cents kosten wird.

8. Verhandlungen der vierundzwanzigsten Versammlung der Synodalkonferenz mit der Eröffnungspredigt D. F. Piepers und Verhandlungen über die norwegische Vereinigungssache und über die Negermission. (20 Cts.)

9. Neunter Synodalbericht des Oregon- und Washington-Distrikts mit Lehrverhandlungen von P. F. Schomnecht über „Die Gnadenmittel.“ (12 Cts.)

10. „Weißagung und Erfüllung. Prophecy and Fulfillment.“ Deutsch-englische Christfestliturgie. Zusammengestellt von C. F. Drewes. (5 Cts., das Duzend 30 Cts., das Hundert ohne Porto \$2.00.)

11. „Lutheran Annual 1913“ mit folgenden Haupttiteln: „The Wonderful Kingdom.“ „Boast Not Thyself!“ „The Pope's Plan.“ „What Women Owe to the Bible.“ „The Thirty Years' War.“ „Robert Bruce and the Spider.“ (10 Cts.)

J. B.

D. Martin Kähler. Blätter der Erinnerung. Herausgegeben von Dr. jur. et phil. Wilhelm Kähler, Professor in Aachen. Verlag von Martin Warnack, Berlin. Preis: 60 Pf.

Diese Blätter der Erinnerung an den zu Anfang dieses Jahres verstorbenen D. Kähler in Halle bieten 1. „Ein Wort der Erinnerung“ von P. Walter Kähler, 2. „Unser Elternhaus“ von Dr. Wilhelm Kähler, 3. „Die letzten Tage“ von Anna Kähler, 4. Ansprache von Direktor Huppenbauer bei der Gedächtnisfeier in Freudenstadt und Schlußgebet von Prälat von Berg, 6. Rede bei der Begräbnisfeier von D. Rüttert, 7. Gebet am Grabe von P. Meinhoff, 8. Etlliche Gedichte und Aussprüche Martin Käblers. Geschmückt ist das 53 Seiten starke Büchlein mit einem Bildnis Käblers. Obwohl auch Martin Kähler zu den Theologen gehörte, die besonderen Nachdruck legen auf den wissenschaftlichen Charakter der Theologie, so lesen wir doch von ihm in dem Abschnitt „Die letzten Tage“ (S. 32): „Als man davon sprach, wie der Missionsinspektor Prätorius von Basel vor seinem Sterben in Afrika geäußert habe: „Alle meine Theologie ist jetzt zusammengeschrumpft in einige Liebesverse und Bibelsprüche“, sagte er: „Ja, so ist's: nichts als Jesus, und er allein.““

J. B.

Das apostolische Glaubensbekenntnis und das Neue Testament. Von D. Dr. Johannes Runge. Verlag von Edwin Runge in Groß-Lichterfelde-Berlin. 90 Pf.

Im Jahre 1890 eröffnete bekanntlich D. Harnack von Berlin den Streit über das Apostolikum, was eine Flut von Schriften pro und contra veranlaßte. Die Absicht Runzes geht nun dahin, dem Leser zu einem richtigen Verständnis der Entstehung und Bedeutung des Apostolikums zu verhelfen. Seine Arbeit zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Bedeutung des Themas. 2. Übernahme des Apostolikums durch die Reformatoren und Teilung des Problems. 3. über die Methode der geschichtlichen Untersuchung. 4. Unser Apostolikum und das altkirchliche Taufbekenntnis von 300 bis 800. 5. Das Taussymbol in der altkatholischen Kirche, 170 bis 300. 6. Der vorgnostische Ursprung des Taussymbols.

7. Der Ursprung desselben in der ältesten Heidenmission. 8. Das Tauffymbol in der paulinischen und nachpaulinischen Literatur des Neuen Testaments. 9. Seine Entstehung in der Urkirche auf Grund des trinitarischen Taufbefehls. 10. Das inhaltliche Verhältnis des Apostoliums zum Neuen Testament. 11. Unzure Stellung zum Apostolium.“ Die Unterschätzung des Apostoliums hat nach Runge seinen Grund in der Subjektivität unserer Zeit, die den Blick für die großen objektiven Tatsachen der göttlichen Heilsoffenbarung verloren hat, sowie in dem Wahn, daß das Christentum wesentlich in Moral aufgehe. Mit Bezug auf das letztere schreibt Runge Seite 72: „Ein zweiter Grund aber, der uns dem Apostolium entfremdet, ist der, daß wir das Christentum viel mehr als Moral denn als wirkliche Religion erfassen, als etwas, das wir tun müssen, nicht als etwas, das wir von Gott empfangen. Aber mit Recht jagt der edle Hamann: Nicht in Diensten, Opfern und Gelübden, die Gott von den Menschen fordert, besteht das Geheimnis der christlichen Gottseligkeit, sondern vielmehr in Verheißungen, Erfüllungen und Aufopferungen, die Gott zum Besten der Menschen getan und geleistet: nicht im vornehmsten und größten Gebot, das er aufgelegt, sondern im höchsten Gute, das er geschenkt hat: nicht in Gesetgebung und Sittenlehre, die bloß menschliche Gesinnungen und menschliche Handlungen betreffen, sondern in Ausföhrung göttlicher Thaten, Werke und Anstalten zum Heil der ganzen Welt.“ (Werke VII, 56.) Verstünden wir das Christentum so, dann würden wir auch das Apostolium recht verstehen: dann würde das „gekrenigt unter Pontius Pilatus“ mit dem Gliede „Vergebung der Sünden“ und wiederum das „auferstanden am dritten Tage“ samt dem andern: „Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben“ so beseligend daraus uns entgegenleuchten, daß wir in solchem Glauben nicht erst lange nach einer neuen Moral zu fragen brauchten, sondern durch ihn neue Menschen würden. Zugleich damit aber würde Jesus Christus aus dem menschlichen Vorgänger einer neuen Religiosität uns wieder zum Mittler und Träger göttlicher Liebe und Gnade werden, wie das Apostolium ihn uns zeigt. Daher kann und wird das Apostolium selbst ein Mittel sein, um über die Einseitigkeiten des modernen Christentums hinauszuföhren und sich uns wieder wert zu machen. Denn es wird alle seine Widersacher überdauern.“ Die Höllenfahrt besteht nach Runge darin, daß Christi Seele im Totenreich war, während sein Leib im Grabe lag. Damit weicht er aber von der Lehre der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses ab (Art. IX der Konfessionsformel).

F. B.

Das Johannesevangelium und die synoptischen Evangelien. Von D. Fritz Barth. Verlag von Edwin Runge in Groß-Lichterfelde-Berlin. 60 Pf.

Zur Charakteristik dieser Schrift teilen wir die Einleitungs- und Schlussworte derselben mit. Seine Arbeit leitet D. Barth also ein: „Wer es heutzutage unternimmt, für die Echtheit und Glaubwürdigkeit des Johannesevangeliums einzutreten, der kann im voraus gewiß sein, daß manche angesehene Vertreter der theologischen Wissenschaft und noch mehrere unter ihren Schülern und Anhängern mit Unwillen oder mitleidigem Lächeln sagen werden: Verlorne Liebesmühe! Es ist das Gewisseste des Gewissens, daß das vierte Evangelium als Geschichtsquelle für das Leben Jesu nicht mehr in Betracht kommt. Wer es doch dafür ansieht, der steht unter dem Bann der kirchlichen Tradition: die Gewohnheit geht ihm über die Wahrheit; er hat namentlich von religionsgeschichtlicher Methode keine Ahnung; die Wissenschaft wird über ihn zur Tagesordnung übergehen wie über alles Rückständige.“ Das klingt ja sehr bedenklich, und wer sich seine Wissenschaftlichkeit gerne von Autoritäten bescheinigen läßt, der wird zaudern, so gewichtigen Widerspruch und Bannspruch gegen sie herauszufordern. Wenn ich diese große Unklugheit dennoch beuge, so geschieht es, weil ich in vielfähriger Beschäftigung mit dem Johannesevangelium mich überzeugt habe, daß gerade diesem Buch gegenüber moderne Zeitmeinungen und Vorurteile eine tyrannische Macht ausgeübt haben, die Macht einer theologischen Schultradition, die gerade ebensoviele wie die kirchliche Tradition die Forderung irtreföhren kann, so daß man das Nächstliegende übersieht und das Unwahrscheinlichste als Resultat verkündigt.“ Seine Arbeit schließt Barth also: „Wir brauchen einen Erlöser von der Sünde, einen Versöhner mit Gott, einen persönlichen Helfer, den wir um die Kraft zu seiner Nachfolge bitten dürfen, der uns der Weg zu Gott wird.

So hat ihn Johannes erlebt, und die heiligsten Stunden unsers Lebens zeugen von demselben Erlebnis; sein Christus ist auch der unsrige. Deshalb war für uns kein Hindernis vorhanden, mit unserer Untersuchung zu dem Resultat zu gelangen: das wirkliche Leben Jesu war auch nach den Synoptikern so außerordentlich, so einzigartig, so machtvoll, daß bei einem Jünger, der das ganze Nachdenken seines Lebens an das Geheimnis der Person Jesu gewendet hat, zuletzt mit Notwendigkeit die Auffassung Jesu als des fleischgewordenen göttlichen Logos sich einstellte, weil sein Denken in keiner andern Erklärung zur Ruhe kommen konnte. Er hat damit nicht das Wunderbild eines göttlichen Wesens an die Stelle des geschichtlichen Jesus gesetzt, sondern das Bild Jesu von Nazareth mit den Zügen göttlicher Herrlichkeit beleuchtet, die er und seine Mitjünger an Jesus gesehen hatten. Wir bekennen uns mit gutem Gewissen und freudiger Zuversicht zu dem Christus, von welchem Johannes Zeugnis ablegt.“ Aus dieser Stellung zum Johanneusevangelium darf man nicht folgern, daß D. Barth in der Lehre von der Inspiration richtig steht, was nicht der Fall ist, wie ja auch schon aus dem letzten Zitate hervorgeht. F. B.

Des Waldbauern Friedel. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Von Marg. Lentz. 184 Seiten. Verlag von Joh. Herrmann, Zwickau i. S. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: 60 Cts.

Diese neue Erzählung Marg. Lentz in farbenreichem, geschmackvollem Einband ist verwoben mit der Geschichte der vertriebenen Salzburger, ebenso spannend wie glücklich geschrieben und mit guten Bildern geschmückt, und wird von jung und alt mit Interesse und Genuß gelesen werden. F. B.

Auferstehungshoffnung und Pneumagedanke bei Paulus. Von Lie. Kurt Deißner. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 3.50.

Dies Buch ist wesentlich eine exegetische Arbeit über die Stellen, in denen Paulus seinen Auferstehungsglauben zum Ausdruck bringt: 1 Thess. 4, 13—17; 1 Kor. 15; 2 Kor. 5, 1—10 usw. In dem angehängten Exkurs über die jüdische Pneumalehre (S. 136—157) gelangt Deißner zu dem Resultat, daß Paulus in seiner Auferstehungslehre beeinflusst worden sei weder von der Stoa noch vom Epikurismus noch von der alexandrinischen und philonischen Philosophie. Nur die ihm gewordene Erscheinung des auferstandenen Christus erkläre den Auferstehungsglauben des Apostels. Wie sehr aber auch Deißner angestekt ist vom Modernismus, geht hervor aus folgender Bemerkung zu 1 Kor. 15: „Von einer Auferweckung aller Menschen könnte aber wiederum nur dann die Rede sein, wenn der Auferstehung der Nichtchristen eine Befehrung zu Christus voranginge; denn es ist an unserer Stelle, R. 22b, wie wir bereits oben betonten, ausdrücklich gesagt, daß eine *ζωοποίησις* nur *ἐν τῷ Χριστῷ*, im Zusammenschluß mit der Person Christi erfolgt.“ (S. 24.) F. B.

G. Klärner, Zwickau in Sachsen, hat uns zugesandt:

„Lehr-, Behr- und Trostblätter.“ Von Serie A (Lehrblätter): Nr. 5. „Vergebung der Sünden“, Nr. 6. „Evangelische Sonntagsfeier“; von Serie B (Behrblätter): Nr. 2. „Ein neuer Glaube“, Nr. 3. „Ist die Bibel dunkel?“ Nr. 4. „Hör, deine Augen sehen nach dem Glauben“, Nr. 5. „Es ist ein Gott“, Nr. 6. „Der wahre und der falsche Christus“; von Serie C (Trostblätter): Nr. 4. „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ 100 Stück, gemischt oder von einer Serie oder Nummer: 20 Cts. F. B.

THE FRIAR OF WITTENBERG. By William Stearns Davis. The Macmillan Company, New York. Price, \$1.35 net.

Es ist dies nicht etwa eine Biographie Luthers, sondern eine Erzählung, verwoben mit den reformatorischen Vorgängen bis 1521 in Worms und Wartburg. Doch ist der eigentliche Zweck dieses Buches nicht, die Abenteuer des Grafen von Dichtenstein zum Regenstein und seiner Braut Isla von Blankenburg zu schildern, sondern Luther zu feiern als den Befreier vom Lügennetz und tyrannischen Joch des Papsttums und als den furchtlosen Mann, dem die Wahrheit und ein

gutes Gewissen mehr galt als alles andere in der Welt, mehr auch als sein eigenes Leben. Im Nachwort jagt der Verfasser, "he would profess that he had only desired to make real to us the wonderful personality of the friar of Wittenberg". Das ist dem Verfasser auch im hohen Maße gelungen. Das fesselnd geschriebene Buch reißt den Leser mit sich fort zur Bewunderung des Mannes, der einzigartig dasteht in der Welt- und Kirchengeschichte. Seine meisterhafte Schilderung Luthers als "Witness before Caesar" schließt Davis mit den Worten: "He had braved everything. Church, and State, and physical terrors, and threatenings of hell. Where others, the wisest and noblest, would have recanted, he had refused. Where the bravest might have quailed, he had stood steadfast. He had been true to himself, despite the scorn and thunder and fury of nigh all the great ones of the world. And I think it of little account whether in days to come men shall say Martin Luther did well or ill in his exact doctrines, of 'Grace,' or 'Faith,' or 'Redemption.' Doctrines change, the shifting prism of the truth can find new colors, but the right of a man to stand before his God and to avow, 'This I hold to be Truth, for with the powers Thou hast given, I see it so,' such a right, I say, is what Luther defended at Worms. And till mornings and evenings cease, and summer be confounded with winter, shall the fruits of this victory abide; priest, and dogma, and human tradition, and human law shall no more stand betwixt the vision of Truth and him who shall seek it reverently." Diese Worte offenbaren die liberale Gesinnung des Verfassers. Rom gegenüber aber bleibt es wahr, daß weder Papst noch Konzil noch irgendeine andere menschliche Gewalt sich zwischen Gott und das Gewissen schieben darf, und daß wir diese Religions- und Gewissensfreiheit Luther verdanken. F. B.

THE EXPOSITOR'S DICTIONARY OF TEXTS. Edited by the Rev. Sir W. Robertson Nicoll, M.A., LL.D., and Jane T. Stoddart, with the cooperation of the Rev. James Moffatt, M.A., D.D. In two volumes. Hodder and Stoughton, New York. George H. Doran Company. Price, \$10.00.

Auf dieses uns erst vor etlichen Wochen zugesandte Werk gedenken wir später etwas ausführlicher einzugehen. Hier bemerken wir nur, daß es theologisch den Standpunkt der Episkopalkirche vertritt. Laut des Untertitels bietet das Werk über zahlreiche Abschnitte des Alten und Neuen Testaments "outlines, expositions, and illustrations of Bible-texts, with full references to the best homiletic literature". Der erste Band behandelt auf 1059 Seiten Abschnitte der Bibel von der Genesis bis zum Evangelium St. Marci und der zweite Band auf 1063 Seiten Texte der Bibel vom Evangelium St. Lucä bis zur Offenbarung. F. B.

Augustana Book Concern, Rock Island, Ill., hat uns zugehen lassen: „Referat af förhandlingarna vid Augustana-Synodens femtiotredje årsmöte“, hållet i Chicago, Ill., den 12.—18. Juni 1912.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Die norwegischen Vereinigungsthesen betreffend, sind uns etliche Urteile in folgender Übersetzung zugegangen. Das norwegische Blatt „Amerika“, das innerhalb der Norwegischen Synode ungefähr dieselbe Stellung einnimmt wie in der Synodalkonferenz die „Rundschau“, schreibt in der Nummer vom 6. September: „Unsere norwegischen Kirchengemeinschaften sollten nicht Vereinigung, sondern Einigkeit suchen. Die Norwegische Synode, die Vereinigte Kirche und Hauges-Synode sind stark genug,

auf eigenen Beinen zu stehen und ihre Entwicklung wie bisher fortzusetzen, und nach meiner Ansicht wird es ihnen so am besten gehen. Andererseits ist Einigkeit in der Lehre sehr wünschenswert, daß eine Gemeinschaft der andern gegenüber nicht auf feindlichem Fuß zu stehen braucht. Wäre man in der Lehre einig, würde die eine Gemeinschaft der andern nicht in den Weg treten, so könnte man sich an vielen Orten und in vielen Dingen besser einrichten. Natürlich hätte die Vereinigte Kirche bei Vereinigung nichts zu verlieren. Nach der Vereinigung hätte sie die Mitte und beide Enden. Sie will, wie sich die Amerikaner ausdrücken, 'the whole cheese' sein. Ganz anders steht die Sache für die Hanges-Synode und die Norwegische Synode. In der neuen Gemeinschaft werden sie die Minorität bilden. Soweit wir uns in der Sache erkundigen können, würde es zu einer Trennung in der Hanges-Synode führen, wenn die Majorität es versuchen wollte, die Vereinigungssache durchzusetzen. Nach dem, was wir von verschiedenen Seiten gehört haben, würde auch die Ehrw. Norwegische Synode getrennt werden, wenn Stub und seine Majorität beschließen sollten, sich mit der Vereinigten Kirche zu vereinigen. Man hat eben noch nicht vergessen, wie P. J. A. Ottesen und P. S. M. Preus und viele andere verfolgt und von ihren Gemeinden vertrieben wurden. Und es ist kein Bedauern darüber von denen ausgesprochen worden, die diese Pastoren vor die Tür gesetzt haben. Die Toten sind ja stumm, aber die noch leben, sind schuldig, für sich zu reden. Solche 'love feasts', wie wir sie in der letzten Zeit zu Koskonong gesehen haben, sind voreilig. Die hinterlassen einen schlechten Geschmack im Munde. Es ist ja nicht lange her, seit dieselben Pastoren, die sich jetzt gegenseitig um den Hals fallen, sich kaum von hinten ansehen wollten und, wenn sie sich auf der Straße begegneten, sich weigerten, einander zu grüßen oder einander die Hand zu reichen. Sie betragen sich, als ob man das Ganze geordnet und Abbitte getan hätte. Und doch hat noch keinerlei Übereinkommen stattgefunden. Warum so von einem Extrem zum andern springen? Verständige Christen halten nichts davon. Sie werden dadurch mit Widerwillen erfüllt. Wir haben das 'Opgjör' gesehen und glauben, daß viel darin ist, was der Korrektur bedarf. Was die Hauptfrage anbetrifft, nämlich die Gnadenwahl, so herrscht in dem 'Opgjör' nach unserer Meinung traurige Unklarheit, ja es enthält offenbare Selbstwidersprüche und streitet mit der alten lutherischen Lehre. Wir sind kein Theolog und wollen deshalb diese Sache lieber den Sachmännern überlassen. Wir möchten aber wünschen, daß diese Sache von den Pastoren in der Norwegischen Synode und in den andern Synoden verhandelt würde. Die Lockspeise, die man anbietet, ist: der 'wahrheitsliebende' Präses Stub der Präses nach der Vereinigung. Aber wir glauben, man sollte sich bedenken, ehe man diese Lockspeise verschluckt. Vereinigung drängt nicht; aber man tue alles, was getan werden kann, um Einigkeit auf der Wahrheit unverrückbarem Grund zustande zu bringen. Das ist Amerikas' wohlgemeinter Rat." — In ihrer Nummer vom 13. September schreibt dasselbe Blatt: „In Madison, Wis., einigten sich die Vereinigungskomiteen der Norwegischen Synode und der Vereinigten Kirche am 22. Februar über einen gemeinsamen Bericht, das sogenannte 'Opgjör'. Hierin kommen folgende Worte vor: „So hätten wir uns denn geeinigt, alle Irrtümer zu verwerfen, die das Geheimnis der Wahl wegzuerklären suchen (Konfordinen., Sol. Deel. XI, 39—44), sei es in synergistischer oder calvinistischer Weise, mit andern Wor-

ten, jede Lehre, die auf der einen Seite Gott seine Ehre als dem alleinigen Heiland rauben, oder auf der andern Seite des Menschen Verantwortlichkeitsgefühl der Annahme oder Verwerfung des Glaubens gegenüber abschwächen will.“ (Annahme von ihm unterstrichen.) § 4 des „Dvgjør“: „Will uns jemand erklären, wie das Wort ‚Annahme‘ hier eingeschmuggelt wurde? Wir glauben nicht, daß dieses mit der alten Lehre der Synode stimmt. Es stimmt nicht mit dem, was Amerikas Herausgeber im Luther-College in den sechziger Jahren gelernt hat. Ferner ist es uns ein Rätsel, wie man zur selben Zeit zwei Lehrformen über dieselbe Sache anerkennen kann. Die lutherische Kirche hat eine Lehrform vom Sakrament des Altars bekannt; die reformirte Kirche hat eine andere. Wie können Christen da zusammenkommen und sich vereinbaren, beide Lehrformen anzuerkennen? Es gibt gewißlich viele, die Antwort auf diese Fragen wünschen. Ist nicht ein himmelweiter Unterschied, ob man die Verantwortung auch für die Annahme dem Menschen selbst zuschreibt, oder ob der Mensch bloß für die Verwerfung verantwortlich zu halten ist? Wenn wir Norwegisch verstehen, so bedeutet das vorige Gjør aus dem „Dvgjør“, daß der Mensch auch etwas zu seiner Seligkeit beitragen muß, und das ist Synergismus, das heißt, Mitwirkung, Hilfe. Wir haben gemeint, daß nach der echten lutherischen Lehre der Glaube eine Gabe Gottes sei, und daß alles aus Gnaden sei, und daß, während die Verantwortung für die Verwerfung bei dem Menschen stehe, wir doch absolut nichts zur Annahme beitragen können. Daß dies ein Kreuz für die Vernunft ist, ein Rätsel, ein Geheimnis, das wir weder lösen noch verstehen können, darein müssen wir uns finden. Der unwiedergeborene Mensch hat weder Kraft noch Vermögen, sich für die Gnade zu bestimmen, aber sein Widerstreben ist ganz und gar aus sich selbst. Mit Bezug auf die Verwerfung hat er die Verantwortung, aber nicht mit Bezug auf die Annahme. Ist das nicht die reine Schriftlehre, und müssen wir uns nicht unter diese beugen?“ In ihrer Nummer vom 27. September erklärt die „Amerika“: „Maar Gud gjør sit og vi gjør vort, Mann vi ikke komme tilfort“ (Ist Gott das Seinige und wir das Unsrige, so können wir nicht zu kurz kommen). Diese Lehre hat das „Dvgjør“ in Madison angenommen.“ In derselben Nummer sagt die „Amerika“ unter der Überschrift „Was konnte man sonst erwarten?“ folgendes: „Vor kurzem tagte die Synodalkonferenz, die aus der deutschen Missourisynode und andern deutsch-lutherischen Synoden besteht, in Saginaw, Mich. Die Vereinigungsthesen der norwegischen Synoden wurden gründlich behandelt. Es wurde beschlossen, daß die Synodalkonferenz diesen Thesen nicht beipflichten könne, zumal nicht den drei ersten. Eine Delegation, bestehend aus den Professoren Dau, Pieber und Schaller, wurde erwählt, die der nächsten Versammlung der Norwegischen Synode beizuhören und die Sache mit ihr verhandeln soll. Daraus erhellt, daß die Synodalkonferenz so ziemlich derselben Meinung in der Sache ist wie Amerika.“ — Selbstverständlich freuen wir uns über diese Aussprachen der „Amerika“. Sie treffen den Nagel auf den Kopf. Würden nun auch die übrigen Blätter der Norwegischen Synode denselben Ton anschlagen, so wäre die Luft bald geklärt zum richtigen Urtheil und wohlbegründeten Handeln innerhalb der Norwegischen Synode. N. B.

Die norwegischen Vereinigungsthesen und die „Vereinigte Kirche“. Im „Lutheraneren“ schreibt Kildahl, Präses der norwegischen „Vereinigten Kirche“: „Die Freunde der Vereinigung müssen nicht den Mut verlieren.

Als der Bericht des Vereinigungscomitees, welches sich in Madison versammelte, kam, war große Freude unter dem größten Teil des norwegisch-amerikanischen Kirchenvolks. Und als dem Dokument, worüber die Comiteen sich geeinigt hatten, bald darauf einstimmig von allen Jahresversammlungen beigepflichtet wurde, da war die Freude sehr groß. Man sah es als eine ausgemachte Sache an, daß Vereinigung nun zustande kommen werde. Man kann sich darum nicht verwundern, daß viele dadurch niedergeschlagen wurden, als sie die beiden Bekanntmachungen lasen, die sich im „Lutheraeren“ vom 18. September finden. Nach der einen Bekanntmachung kam die Vereinigungsarbeit zum Stillstand bei der Versammlung, die neulich gehalten wurde von den von der letzten Jahresversammlung neuermählten Vereinigungscomiteen, weil das Comitee der Norwegischen Synode erklärte, daß es sich nicht für berechtigt halte, die Frage über organische Vereinigung zur Behandlung vorzuschlagen. Das war gewiß gar manchen, die erwartet hatten, daß bei dieser Versammlung der vorbereitende Schritt zu einem Zusammenschluß zwischen den verschiedenen Synoden unternommen werden würde, eine Enttäuschung. Nach der andern erwähnten Bekanntmachung erscheint es, daß die Norwegische Synode Unannehmlichkeiten von seiten Missouris empfindet. Die Synodalkonferenz hat nämlich beschlossen, der Norwegischen Synode die Erklärung zu senden, daß sie die Sätze, welchen die Norwegische Synode beigestimmt hat, nicht annehmen kann, und zugleich, daß die Norwegische Synode bei ihrer nächsten Versammlung von einem Comitee besucht werden solle, um die Sache mit ihr zu verhandeln. Das kann es nun unbequem für die Norwegische Synode machen. Obwohl aber solch ein Knoten in den Faden gekommen ist, so dürfen wir darum den Mut doch nicht verlieren. Jeder, der etwas von der deutschen Missouri-Lehre von der Wahl versteht, mußte ja von vornherein wissen, daß die Norwegische Synode, wenn sie dem Dokument, welches von Madison kommt, beistimmt, gezwungen wird, mit Missouri zu brechen. Darauf mußten wir uns auch von vornherein gefaßt machen, daß die Norwegische Synode nicht der Vereinigung beitreten konnte, ohne einen Kampf mit Missouri zu führen. Daran aber, glaube ich, sollen wir nicht zweifeln, daß die Vereinigungsbewegung, welche nun über das norwegische Kirchenvolk in Amerika geht, von Gott sei; und wenn sie von Gott ist, so kann ihr nichts Einhalt tun. Wir können nichts anderes erwarten, als daß eine so große Sache Hindernisse begegnen wird. Aber Hindernisse sollen mit Gottes Hilfe überwunden werden. Was nun das anbelangt, daß die Arbeit in der Comiteeverammlung zum Stillstand gekommen ist, so ist das schon vordem vorgefallen; aber die Synoden haben gezeigt, daß sie wollen, daß das Vereinigungswerk fortgesetzt werden soll, und da es einem Comitee unmöglich war, dieses zu tun, hat man andere Comiteen gewählt. Ich glaube nicht, daß wir daran zweifeln sollten, daß die Norwegische Synode im Sommer ihr Comitee sofort instruieren wird, über Zusammenschluß zu verhandeln. Mittlerweile warten wir mit Geduld und beten für die Vereinigungssache.“ — Wie wir oben dem Urtheil der „Amerika“ beistimmen mußten, so halten wir es ebenfalls für durchaus zutreffend, wenn Präses Nildahl erklärt, „daß die Norwegische Synode, wenn sie dem Dokument, welches von Madison kommt, beistimmt, gezwungen wird, mit Missouri zu brechen“. Geht doch aus den Worten Nildahls gar nicht unklar hervor, daß er mit dem Wortlaut der Vereinigungsthesen eben die Lehre verbindet, welche

Missouri nun schon seit mehr als dreißig Jahren an Ohio und Iowa bekämpft hat. Wenn aber Präses Mildahl schreibt: die Vereinigungsbewegung sei von Gott, „und wenn sie von Gott ist, so kann ihr nichts Einhalt thun“, so eignet er sich mit dem Nachsatz Worte an, die nur im Munde eines Monergisten Sinn haben, im Munde eines Zinnergisten aber zu einer „frommen“, aber falschen Phrase werden. Dazu kommt, daß auch der Vorderatz falsch ist. Aus den amerikanisch-lutherischen Kämpfen sollte Präses Mildahl doch so viel gelernt haben, daß man von einer Vereinigungsbewegung auf Grund teils irriger, teils zweideutiger und unionistischer Sätze nicht sagen kann, sie ist von Gott.

F. B.

Ist Missouri ein Todfeind aller wahren Einigkeit? Das iowaesche „Kirchenblatt“ jagt über die Handlungsweise der Synodalkonferenz in der norwegischen Vereinigungsfrage: „Man kann es verstehen, daß namentlich Missouri die Vereinigung der Norweger auf Grund der Sätze von Madison, Wis., zu vereiteln sucht und die Norwegische Synode, die mit der Synodalkonferenz in Kirchengemeinschaft steht, davon zurückzuhalten sich bemüht. Nicht nur würde Missouri den Norwegern die kirchliche Gemeinschaft auf-sagen müssen, sondern der missouriische Grundatz von Kirchengemeinschaft und das missouriische Verständnis von der Gnadenwahl würden da einen tödlichen Stoß erhalten, wo man dafür volles Verständnis voraussetzte. Da jedoch die Synodalsynoden der Norwegischen Synode alle und fast einstimmig die Madison-Sätze angenommen haben und ein Handeln der Generalsynode nicht mehr erforderlich ist, so wird es wohl dabei bleiben, daß die Norwegische Synode mit den andern norwegischen Körpern in Kirchengemeinschaft bleibt; doch mag das Handeln der Synodalkonferenz eine Separation innerhalb der Norwegischen Synode zur Folge haben. Missouri ist und bleibt ein Todfeind aller wahren Einigkeit innerhalb der lutherischen Kirche Amerikas; um so größer ist die Freude, daß die Norweger trotz Missouri zu einer Verständigung und zu kirchlichem Frieden gekommen sind.“ — Der letzte Satz ist in demselben Maße an Gehässigkeit reich, als er an Wahrheit arm ist. Wir haben vor einiger Zeit eine Reihe von Aussprüchen verschiedener Wärrer zitiert, die alle in den Vereinigungsfragen mit uns einen Kompromiß sehen. Ist das etwa „wahre Einigkeit“?

C. P.

Ein gutes Lob gibt den Lutheranern der *Episcopal Recorder*. Gelegentlich der Enthüllung des Columbus-Denkmal, zu dem der Kongreß \$100,000 ausgeworfen hat, wirft der *Record* die Frage auf, ob es nicht gut wäre, wenn der Kongreß dieselbe Summe für noch ein Denkmal, nämlich ein Lutherdenkmal, bewilligte. Luther sei freilich ein foreigner, aber einer, der zur Aufklärung in der Welt mehr beigetragen habe als Columbus. Ein solches Denkmal wäre sehr angebracht zum 400jährigen Gedenktage der Reformation. Dann fährt der *Recorder* fort: „The Lutherans will not object, but we know them well enough to know that they will be the last to ask Congress to give any free advertising to their Church. The United States owes a very great deal to the ‘Monk of Wittenberg’ and the Protestant Reformation, and a monument to that sturdy champion of religious liberty would seem to us to be eminently fitting.“

C. P.

Die jungfräuliche Geburt Jesu wird im hiesigen „Magazin für ev. Theologie und Kirche“ geleugnet. Folgendes ist sein „eregerischer Befund“:

„Matthäus und Lukas berichten in ihren Anfangskapiteln in wesentlicher Übereinstimmung die jungfräuliche Geburt nicht ohne Indizien des poetischen Charakters ihrer Erzählungen; sie nehmen selbst im weiteren Verlaufe ihrer Berichte keinen Bezug auf das Ereignis. Markus deutet an, daß der sichere Boden historischer Tradition mit dem Auftreten des Täufers beginnt. Johannes läßt geslistentlich die von Anhängern wie von Gegnern Jesu getheilte Meinung, daß Jesus Josephs Sohn sei, stark hervortreten, ohne sie zu beistreiten; stellt die Neugeburt der Gotteskinder durch den Glauben in Parallele mit der Geburt Christi und begründet die Gottessohnschaft Christi damit, daß ihn der Vater geheiligt hat. (Kap. 10, 36.) Paulus und die übrigen neutestamentlichen Schriftsteller deuten mit keinem Worte auf die jungfräuliche Geburt, vielmehr enthält die nachdrückliche Betonung der wahren Menschheit Christi, der Sendung des Sohnes Gottes *ἐν ὁμοιωματι σαρκὸς ἀμαρτίας*, eine stillschweigende Verwahrung gegen Konsequenzen, die aus der Gottessohnschaft Christi in bezug auf seine von der allgemein menschlichen abweichende Herkunft und Naturbeschaffenheit gezogen werden könnten. Angesichts dieses Tatbestandes muß man doch fragen: Steht es denn wirklich so, daß der Zweifel an der historischen Wirklichkeit der jungfräulichen Geburt oder die Verneinung derselben nur aus einer verkehrten Weltanschauung, aus prinzipieller Leugnung der Möglichkeit des Wunders, stamme? Gewiß hat diese allgemeine sogenannte moderne Weltanschauung etwas damit zu tun; sie veranlaßt zum Stützen und Prüfen. Aber es gibt doch genug Leute, die sagen: Ich würde meine ganze Weltanschauung drangeben und umformen, wenn diese Tatsache unumstößlich sicher bezeugt wäre. Und ist sie denn das nicht? wird man sagen; es steht doch in der Bibel, und die Bibel ist doch Gottes Wort! Nun, wenn sie das ist, dann nehme man sie auch, wie sie sich selber gibt. Man sehe ihr Gesamtzeugnis an; welches Licht fällt von da aus auf diese Vorgeschiedten? Ist es so undenkbar, daß in die Überlieferungen der Urgemeinde über Jesus auch dichterisch sagenhafte Züge aufgenommen worden sind, durch die in Anknüpfung an zugrunde liegende tatsächliche Verhältnisse ideale Wahrheiten zur Veranschaulichung gebracht wurden? . . . Das sind die Momente der christlichen Überzeugung, für die in der Tradition von der jungfräulichen Geburt der Ausdruck gesucht worden ist. In der ersten Taufpredigt des Petrus im Hause des Kornelius heißt es: „Gott hat denselbigen Jesus von Nazareth gesalbet mit dem Heiligen Geiste und Kraft.“ In der älteren Fassung des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der römischen Gemeinde heißt es: „Er ist aus dem Geiste geboren.“ In der gegenwärtigen wird die Entstehung der Person in das „empfangen“ und „geboren“ auseinandergelegt. Im Übergange von der ersten zur zweiten Form des Ausdrucks ist eine Verstärkung, in dem von der zweiten zur dritten eine Ethnisierung des Gedankens zu erkennen. Statt das für das Wesentliche an der evangelischen Vorgeschichte zu halten, was sie mit den heidnischen Sagen gemeinsam hat, sollte man lieber fragen: Was hat sie mit Johannes und Paulus gemein? und sie danach auslegen.“ Wenn Leute noch die jungfräuliche Geburt glauben und bekennen, dann ist das nur „die Rücksicht auf das Inspirationsdogma mit seiner mechanischen Auffassung von Schriftwahrheit: „Es steht etwas in der Bibel geschrieben, also ist es wahr.“ Damit ist die Sache erledigt; ob eine Aussage eigentlich oder bildlich zu verstehen ist, ob sie mit dem Gesamtfinne der Schrift übereinstimmt, das darf nicht gefragt werden“.

— Das ist ein trauriges Umspringen nicht nur mit dem Apostolikum, sondern auch mit der Schrift. E. P.

über die Inspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift spricht sich genanntes Blatt noch an anderer Stelle so aus: „Wenn wir also auch die sogenannte Worrinspiration nicht festhalten können, so müssen wir doch den Verfassern der biblischen Schriften das gläubige Vertrauen entgegenbringen, daß sie, unter der Leitung des Heiligen Geistes stehend, nach bestem Wissen und Einsicht nichts anderes schreiben wollten, als was sie für historische Wahrheit hielten. Daß dabei jeder Irrtum und Verstoß gegen die wirklichen Tatsachen absolut ausgeschlossen war in Folge der Inspiration, das ist eine dogmatische Voraussetzung, die wir gewiß keinem Gläubigen wehren oder verdenken wollen, die aber angesichts der Wirklichkeit der Bibel sich nicht halten läßt.“ Die „dogmatische Voraussetzung“ steht aber auf Aussagen der Schrift. Und wenn das, was die Schrift von sich selbst sagt, nicht mit der Wirklichkeit der Bibel stimmt, dann ist der Bibel überhaupt nicht zu trauen, auch Christo nicht, der mit solcher Emphase sagt: „Die Schrift kann doch nicht gebrochen werden“, Joh. 10, 35. E. P.

über das Apostolikum wird gesagt: „Das Apostolikum ist ja freilich ein von der Kirche erst nach der Apostelzeit aufgestelltes Bekenntnis, und man kann sagen, die Frage ist berechtigt, ob die Apostel wohl sich zu jedem einzelnen Satz in dem Bekenntnis ohne Besinnen sofort freudig bekannt hätten. Auch haben Männer von gläubiger Richtung in unserer Zeit sich offen gegen den Satz von der Jungfrauengeburt ausgesprochen. Ferner sollte wohl statt ‚Hölle‘ gesagt werden Unterwelt oder Totenreich; statt ‚Fleisch‘ haben wir gesetzt ‚Leib‘. — In bezug auf die Aussprache Luthens über das Apostolikum, die in Deutschland solche Aufregung verursacht hat, wird nur bemerkt, „daß es wirklich recht fraglich ist, ob es weise und nötig war, daß der Generalsuperintendent solches Wort gesprochen hat“. E. P.

Am Calvinismus festhalten will die Südl. Presbyterianerkirche. Der *United Presbyterian* sagt: „The Southern Presbyterian Church is strongly and soundly and avowedly Calvinistic. It would never consent to organic union with any body of Christians of whose soundness in the faith, from the Calvinistic standpoint, it had serious doubts. The Southern Presbyterian Church takes its standards seriously, as may be gathered from the fact that for twenty years efforts have been made to change the phraseology concerning ‘elect infants dying in infancy,’ so that even the most bitter foes of the Church may not be able to misrepresent its faith on this subject, and charge it with teaching the damnation of infants. To date, however, the sacred phraseology of the Westminster divines remains intact, although it looks now as if the presbyteries at the next Assembly would show the constitutional majority in favor of the change.“ — Die calvinische Prädestinationslehre ist nichts Gutes, und die Lehre nach „konstitutionellen Majoritäten“ ummodeln ist um nichts besser. E. P.

D. Giovanni Luzzi, Präsident der waldensischen theologischen Anstalt in Florenz, Italien, bereist gegenwärtig Amerika und hält Vorträge über die Themat: „Der Kampf um die christliche Wahrheit in Italien“ und: „Die Geschichte der Bibel in Italien.“ Er erzählt die ergreifende Geschichte von den Kämpfen und Verfolgungen der Nachfolger des Peter Waldo, und wie seine Lehre sich erhalten hat und gegenwärtig in Italien einen guten Fortgang hat. D. Luzzi, obwohl ein echter Italiener, spricht, wie der

Continent meldet, das Englische leicht und fließend, als ob es seine Muttersprache wäre. E. P.

Aus *Apologet der Pharisäer* tritt ein gewisser Hereford auf in seinem Buche "Pharisaism". Auf Grund seines Studiums des Talmud und der rabbinischen Literatur kommt er zu dem Schluß: die Pharisäer zur Zeit Jesu und des Neuen Testaments seien vielfach falsch dargestellt worden in der christlichen Literatur, und diese Entstellung des wahren Sachverhalts lasse sich zurückführen auf die ersten Jünger Jesu und sogar auf Jesum selbst. Der *Continent* macht in seiner Rezension die Sache noch ärger, wenn er sagt, die alten Vorwürfe gegen die Pharisäer habe die geschichtliche Forschung schon längst abgetan, und Hereford streite gegen einen selbstauferlegten Strohhmann. E. P.

Ein junger Millionär, William Whiring Borden von Chicago, hat sich entschlossen, als Missionar nach China zu gehen und sein Vermögen in den Dienst der Mission zu stellen. Er hat die Yale University und Princeton Seminary absolviert. Schon in Yale gründete er mit \$20,000 eine Studentenmission, die er leitete. Borden ist 24 Jahre alt und ist vor kurzem in Woodhys Kirche ordiniert worden. Er will unter den mohammedanischen Chinesen missionieren. E. P.

Die reformierte „Kirchenzeitung“ erhebt die Klage: „Daß man in der reformierten Kirche nicht einmal eine theologische Zeitschrift erhalten kann, ist ein beredtes Zeugnis, wie sehr die Lehre daniederliegt in der ‚nach Gottes Wort reformierten Kirche‘. Und doch sagt Johannes: Wer in der Lehre Christi bleibt, der hat beide den Vater und den Sohn. Wer aber davon abweicht und bleibt nicht in der Lehre Christi, der hat keinen Gott.“

E. P.

Meusels *Kirchliches Handlexikon* findet in den Augen der Methodisten keine Gnade in dem, was es über den Methodismus sagt, besonders über revivals, neue Maßregeln, Bußbank und Bußkampf, Lagerversammlungen, ihre Mission in christlichen Ländern usw. Was an der Darstellung falsch sein soll, sagt der „Apologete“ nicht, sondern erhebt ganz im allgemeinen die Klage und Anklage: „Wir können es nicht verstehen, wie ein Werk, welches auf Zuverlässigkeit und wahrheitsgetreue Darstellung Anspruch macht, den Methodismus in dieser Weise darstellen kann. Eine sorgfältige Prüfung der englischen sowie deutschen Werke über den Methodismus hätte gewiß den Schreiber eines Besseren belehren sollen.“ E. P.

The New World berichtet: "The recent Catholic congresses of Aix, Norwich, and Louisville have emphasized the crying need of a strong Catholic press." Und dann veröffentlicht er einen Brief des „Heiligen Vaters“, in dem der sein väterliches Wohlgefallen an den Beschlüssen ausdrückt. In Amerika wenigstens scheint uns das Papsttum in der öffentlichen Presse über Verdienst gut davonzukommen. E. P.

Aus *Phelans Western Watchman* machen folgende Worte die Runde durch die protestantischen Blätter: "Tell us that we think more of the Church than we do of the United States; of course we do. Tell us we are Catholics first and Americans or Englishmen afterward; of course we are. Tell us, in the conflict between the Church and the civil government we take the side of the Church; of course we do. Why, if the government of the United States were at war with the Church, we would say tomorrow, To hell with the government of the United States! And if the

Church and all the governments of the world were at war we would say, To hell with all the governments of the world! They say we are Catholics first and Americans decidedly afterward. There is no doubt about it. We are Catholics first, and we love the Church more than we love any and all the governments of the world. Let the governments of the world steer clear of the Catholic Church!" — Die Worte sind deutlich und grob und keiner Auslegung zum Guten fähig. E. P.

Der Möbterglaube ist in seiner Weise bequem für Verstand und Gewissen, strengt beide nicht an, ist aber doch unwürdig. So sagt die *New World*, nachdem sie ganz richtig ausgeführt hat, daß es ungebührlich ist, daß Freimaurer und sonstige Logen etwa Grundsteine legen zu öffentlichen Gebäuden, die dem Staate gehören, der ohne allen Unterschied nur Bürger kennt, und nachdem ihr dann dabei eingefallen ist, daß die *New Age* dem Schreiber kürzlich das Compliment gemacht habe: "We are very glad to see that the editorial pen of *The New World* of Chicago is now in the hands of a man who is neither a reviler nor a bigot" —: "In this instance we are not attacking the Freemasons. Rather are we contending for a principle. The Catholic Church, of which we are a humble member, has set its condemnation upon Freemasonry. That for us is enough. We know then well where to walk." — Die Kirche hat's gesagt, damit ist die Sache abgetan. Da erspart man sich viel Argumentieren. E. P.

Vom Rosenkranz sagt der *New York Freeman's Journal*: "Among the laity the rosary has almost entirely superseded the recital of the one hundred and fifty psalms of David, though the custom is still practiced by priests, monks, and nuns in their daily 'office.'" Als Ersatz für die Psalmen Davids den Rosenkranz — das ist gewiß kein Gewinn! E. P.

„Cum ex cathedra loquitur.“ Wie viele Hintertüren diese Definition in der päpstlichen Unfehlbarkeitserklärung offen läßt, zeigt ein Artikel des Jesuitenpaters Coupe. Er sagt, die Protestanten führten zum Beweise päpstlicher Unfehlbarkeit die geschichtlichen Beispiele des Liberius und Donatus und den Handel mit Galileo an. Auf letzteren Fall geht er näher ein und fragt: War die Verdammung eine päpstliche Verdammung, und wenn sie das war, war sie eine Verdammung *ex cathedra*? Er behauptet: Das Indefret vom 5. März 1616 war beides nicht, sondern das Urtheil einer römischen Congregation. Der Papst habe das Defret nicht bestätigt. Und selbst wenn er es getan hätte, "to confirm a decree is not necessarily to speak in that decree *ex cathedra*; it is not necessarily to speak in that decree as Universal Doctor and Supreme Teacher; it is not necessarily to speak in that decree at all". Und selbst wenn der Papst darin *ex cathedra* geredet habe, dann komme die Unfehlbarkeit gar nicht in Frage. Die Unfehlbarkeit beziehe sich nicht auf die Motive, auch nicht auf die Argumente einer Kundgebung ("definition"), sondern nur auf diese selbst; und die sei in diesem Falle, "that the book in question must not be read till amended".

Mit einer viel einfacheren Gegeße kann ein guter Lutheraner die päpstliche Unfehlbarkeitserklärung ganz außer Geltung setzen, nämlich mit der Erklärung, die der „Pastor Aeternus“ selbst gibt: „cum ex cathedra loquitur, id est, cum omnium Christianorum pastoris et doctoris munere fungens“ etc. Das tut er eben nie. Es gibt eine ganze Menge Christiani, die ihn weder für ihren pastor noch doctor, sondern für ganz etwas anderes erkennen. E. P.

Die Papstkirche versteht es, sich fortwährend vor den Augen des Publikums zu halten und Gepränge zu machen, und unsere Staatsbeamten müssen sich immer wieder zu einem billigen Reklamematerial für das Papsttum hergeben. So hat nach dem Kardinalspektakel der Papst unser Land mit einem apostolischen Delegaten, Bonzano, beglückt, und unser Präsident mußte wieder diesem Sendling des Papstes eine Bewillkommungsdepeſche entgegenſchicken. Keine andere Kirche erwartet und erfährt eine ſolche ſtaatl. Notiznahme von der Ankuft und Anweſenheit ihrer Beamten und Würdenträger. Aber beim Papsttum gehört das jedesmal mit zum Programm. Mit welchem Rechte das immer wieder geſchieht in unſerm Lande und angeſichts unſerer Konſtitution, iſt nicht recht erſichtlich. C. P.

Das endloſe Schaugepränge der römischen Kirche wird doch auch manchen Katholiken ſelbſt zu viel. So ſchreibt die *New World*: "We often wonder if we in this country are not staging our Catholicity a little too much. The question often occurs to our mind, Are all these street parades a real benefit to our faith? We understand well the need of making our faith manifest before men, but there is a much more practical and spiritually valuable way of doing it than in street parade. Catholic prudence would tell us, too, that we are thereby stirring up prejudice and opposition. Just reverse it and let 30,000 Protestants march in procession through our streets to the accompaniment of Luther and John Knox fireworks, how would we Catholics feel?" — Das iſt verſtändig geredet; und auch der Maßſtab, den der Schreiber anlegt, iſt ein verſtändiger. C. P.

Große Erwartungen hatte der Unglaube auf die Rede Prof. Schäfers von Edinburgh vor der British Association for the Advancement of Science geſetzt. Ehe die Rede gehalten wurde, wurde das Gerücht verbreitet, der Profeſſor werde melden, daß man mit Experimenten, auf künstlichem Wege Leben zu erzeugen, Erfolg gehabt habe. Tatsächlich ſagte er nur dies: man hoſſe, mit der Zeit Protoplaſmen auf chemiſchem Wege erzeugen zu können. Daß dieſes fabriizierte Protoplaſma Leben haben werde, wagte er auch nicht zu ſagen. Es iſt deſwegen ein voreiliges Sichabfinden, wenn der *Continent* ſagt: "Yet if there was life in it, nobody would need to regret the achievement. Should God choose to let men know the secret of life, it would assuredly not lie with any creature of His to complain against Him that He had thus endangered religion. Men are not going to find out any secrets that the Creator cannot afford to have known."

C. P.

Von der Miſſion der Mormonen ſagte Frau George W. Coleman, Präſidentin des Interdenominational Council of Women for Home Missions, daß ſie ganz offenbar weiter nichts ſei als das Beſtreben, junge Frauenzimmer zur Auswanderung nach Utah zu verleiten. Dieſe Vorſebe der Mormonen für weibliche Konvertiten ſei es, welche die das Heim liebenden Engländer im letzten Jahre ſo in Aufregung geſetzt habe und jezt in amerikaniſchen Städten dieſelbe Wirkung erzeuge. Frau Coleman ſagte, in ihrer eigenen Stadt, in Boſton, ſeien letztes Jahr 75 Frauensperſonen und nur zwei junge Männer von Mormonen getauft worden. Die zwei jungen Männer ſeien auch nicht von den Miſſionaren bearbeitet worden, ſondern ſeien aus eigenem Antrieb gekommen. Dieſe Jagd auf das weibliche Geſchlecht werfe ein verdächtiges Licht auf das Verſprechen der Mormonen, die Vielweiberei aufzugeben.

C. P.

Das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter unter den Menschen. Bekanntlich weisen Polygamisten, wie die Mormonen, auf die angebliche Tatsache hin, daß das weibliche Geschlecht numerisch stärker sei als das männliche, um damit zu beweisen, daß die Polygamie natürlich, vernünftig und von Gott intendiert sei. Nach den Veröffentlichungen des bundesamtlichen Zensusbureaus steht es aber so, daß wenigstens in den Vereinigten Staaten die Männer zahlreicher sind. Das Verhältnis ist 106 zu 100. Im Jahre 1900 war das Verhältnis 104.4 Männer zu je 100 Frauen. Das Überwiegen der männlichen Bevölkerung wird hauptsächlich damit erklärt, daß mehr Männer einwandern als Frauen. Unter den eingewanderten Weißen kommen 129.2 Männer auf je 100 Frauen. Unter den ein- gebornen Weißen ist das Verhältnis 102.7 zu 100. Unter den Negern überwiegt das weibliche Geschlecht, 100 Frauen zu 98.9 Männern. In europäischen Ländern überwiegt meistens das weibliche Geschlecht. Das wird sich dann wieder umgekehrt aus der Auswanderung erklären. Unter der städtischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten von 1910 waren 21,496,181 Männer und 21,127,202 Frauen, 101.7 zu 100. Unter der Landbevölkerung waren 25,836,096 Männer und 23,512,787 Frauen, 109.9 zu 100. E. P.

Der Staat Illinois hat ein Gesetz erlassen, demzufolge Witwen mit Kindern eine Pension ausgesetzt ist. Wenn ein Mann stirbt und seine Frau und kleine Kinder ohne Mittel hinterläßt, dann nimmt nach diesem Gesetz der Staat die Kinder der Mutter nicht weg und erzieht sie im Armenhause oder in einer öffentlichen Anstalt, sondern läßt sie der Mutter und bezahlt dieser jährlich eine gewisse Summe, damit sie die Kinder behalten und erziehen kann. Nicht nur wird es den Staat weniger kosten, die Mutter in- stand zu setzen, die Kinder zu ernähren, als sie selbst in öffentlichen An- stalten zu versorgen, sondern der Staat hofft auch, daß ihm durch die häusliche Erziehung bessere Bürger erzogen werden. E. P.

Die ganze sozialistische Anschauung charakterisiert das Titelbild der Oktobernummer des *International Socialist Review*. Es stellt einen offenen pyramidenförmigen Bau dar. Drunter gebückt und ihn tragend sind die Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder, die unter der Last seufzen; und die Aufschrift lautet: "We work for all." "We feed all." Im untersten Stockwerk des so getragenen Gebäudes befindet sich die Welt der Arbeit- geber beim Schmause und Wohlleben; denn nach sozialistischer Lehre tut niemand Arbeit außer den Lohnsklaven, wie sie den Arbeiter nennen. Die Aufschrift lautet: "We eat for all." An höherer Stelle sieht man Soldaten bereit, auf die Arbeiter zu schießen, wenn sie sich gegen ihre Arbeitgeber empören. Dabei steht: "We shoot at you." Noch höher ist ein Altar mit Priestern und Kreuz und Buch und Rauchfaß. Und die Bedeutung wird angegeben mit den Worten: "We fool you." Dann kommen Könige und Machthaber, deren gefügige Diener die Priester sind. Und oben drüber als Krone des Ganzen und Gott über alles — der Geldsack. In mehr als einer Weise instruktiv! E. P.

II. Ausland.

Panzerotterklärung der liberalen Theologie. Wernle schrieb in der „Christl. Welt“ 1911. Nr. 40: „Leider hat der Rathstreit uns gezeigt, daß die ganze Arbeit Ritschls, Herrmanns, Harnacks und ihrer Schüler so

gut wie spurlos vorübergegangen ist an der Masse unserer Gebildeten, und daß sie jetzt nur warm werden können, wenn die alte orthodoxe Fragestellung „Gott oder Mensch“ ihnen wieder vor die Seele gerückt wird. Wir haben das Wort noch nicht gefunden, das die Verbindung zwischen Jesus und unserer Zeit herstellen kann; unsere Sprache war zu schwerfällig, zu theologisch, zu gekünstelt.“ Dr. Mittelmeyer schreibt: „Das Christentum hat sich in der Form, wie wir es vertraten, als unfähig erwiesen, sowohl auf Arbeiter wie auf Gebildete einen stärkeren Einfluß auszuüben und einen Einfluß zu gewinnen, als es der älteren Form des Christentums gelungen ist. Woran liegt es? An unserer religiösen Unkraft.“ Freundlich schiebt den Positiven den Rückgang der Religiosität in unserm Volke zu. Prof. Baumgarten aber schreibt in der Zeitschrift „Freies Christentum“: „Wir Liberalen haben uns an unserm Volke veründigt; wir haben die Sonntagsfeier fast auf ein Nichts reduziert, wir haben keinen Hausaltar mehr, kein Tischgebet.“ Endlich über die Leistungsfähigkeit des Liberalismus urteilt der Dortmunder Lie. Traub: „Der kirchliche Liberalismus hat versagt, versagt vor allem bei der Unterstützung der Mission. Daß der Liberalismus von Deutschland und der Schweiz nicht einmal 150,000 Mark für den Protestantischen Missionsverein hat aufbringen können, das ist — man verzeihe den Ausdruck — eine Schmach.“ — Kein Wunder! Man hat eben das Evangelium preisgegeben, das allein eine Gotteskraft ist. Der Unglaube kann nur zerstören und niederreißen. E. P.

Ihmels' „Zentralfragen der Dogmatik“ werden in einem längeren, durch mehrere Nummern sich hindurchziehenden Artikel des Redakteurs in der „M. E. L. A.“ besprochen. Der Rezensent sieht hoffnungsvoll in die Zukunft. Er sagt am Schluß: „Das ist nun das Bedeutamste, daß dieser fortschreitende Dogmatiker bei dem ungeschmälerten Glauben der Kirche wieder ankommt. Man wird an die Reformation erinnert, an Luther, der ganz ein Kind seiner Zeit war, aber über seine Zeit hinausdrang, um bei den alten Aposteln wieder anzukommen. Es steckt ein Stück Reformation in dieser kommenden Dogmatik. Ihr Geheimnis ist, daß sie nicht mit Postulaten baut, sondern an der göttlichen Offenbarung orientiert ist. Die Offenbarung Gottes bildet für Ihmels Anfang, Mitte und Ende. Und darum gehört einer solchen Dogmatik erst recht die Zukunft. Die Kirche aber mag sich freuen, wie sich der Frühling in ihrer Dogmatik regt, wie kraftvoll das neue Leben hervordringt. Denn Ihmels steht nicht allein; eine Schar von Dogmatikern lehrt an deutschen Universitäten, die, soviel auch jeder nach seiner Weise baut, doch darin eins sind, daß keine Theologie taugt, es sei denn eine Theologie der Offenbarung, und keine Dogmatik, es sei denn eine Dogmatik der Offenbarung.“ — Gott gebe, daß die Diagnose richtig ist, und beschere der Kirche Deutschlands einen solchen Frühling einer Theologie und Dogmatik der Offenbarung! E. P.

Zur Beilegung des Apostolikum-Streites wird von gemäßigter kirchlich-liberaler Seite der Vorschlag gemacht, das gesprochene Glaubensbekenntnis im Vorgottesdienst zu ersetzen durch den Gesang des Glaubensliedes: „Wir glauben all' an einen Gott“, eventuell in der verkürzten Form, wie sie im neuen Gesangbuch für Elsaß-Lothringen sich findet. Das scheint ein glücklicher Gedanke zu sein und würde zudem eine Bereicherung des Gottesdienstes bedeuten für diejenigen Gemeinden bei uns, die in ihrer Abneigung gegen alle Liturgie sich unbegreiflicherweise auch gegen jeden Gebrauch des

Apostolischen Glaubensbekenntnisses im Borgottesdienste fräuben, die aber doch wohl gerne in ein Glaubenslied gleichen Inhalts einstimmen würden, wofern die Melodie leicht singbar und dabei zugleich kraftvoll ist. Allein die Erfahrung lehrt, daß die liberale Theologie sich mit den bekennnismäßigen Gesangbuchliedern viel leichter abfindet als mit der Treue zu demselben Bekenntnis in Predigt und Unterricht. Dort ist der bequeme Ausweg, dem Lied einen religiösen Gefühlswert abzugewinnen oder es als „literarisches Denkmal“ zu deuten; und so kann seine literarische, pietätvolle Wertschätzung noch recht groß sein, während die persönliche Glaubensüberzeugung des Singenden sich bereits weit vom Lehrinhalt des Liedes entfernt hat. Die Einführung eines Liedes an Stelle des gesprochenen Bekenntnisses könnte also nur zu leicht dazu mißbraucht werden, den vorhandenen Miß zu verdecken, den Selbstberrug zu fördern, und würde deshalb dem Interesse der Wahrheit und der Wohlfahrt der Kirche zuwider sein. Die ewige Wahrheit und die innere Wahrhaftigkeit sind für die Erbauung unserer Kirche wichtiger als ein nur äußerlicher Friede.

(Freimund.)

Die Pfingstbewegung zieht noch immer ihre Kreise, aber immer mehr Zeugnisse werden auch laut, welcher Unfug hier im Namen Gottes sein Wesen treibt. So schreibt dem „Evang. Allianzblatt“ (Nr. 15) ein westdeutscher Evangelist, der früher im Westen hin und her den Gemeinschaftsfreien mit seiner Propaganda für die Pfingstbewegung viel zu schaffen machte: „Von Herzen muß ich Sie um Verzeihung bitten. Denn wenn ich früher, in Ihrem Blatte lesend, immer wieder fand, wie Sie den Geist in der Pfingstbewegung einen Geist von unten nannten, dann wurde ich immer gegen Sie empört; aber nach langer Prüfung muß ich gestehen, daß Sie nur zu recht hatten. Von meinen Erfahrungen will ich nur einige anführen. In St. war ich in einer Pfingstversammlung. Zuerst wurde in Vorschäften die lieblichste Musik gebracht. Dann nach einer kleinen Pause, und der schrecklichste Fluch über dieselbe Versammlung wurde laut. In einer andern Versammlung zankten sich die Zungenredner untereinander so, daß den anwesenden Zuhörern bange wurde. In L. fragte mich der leitende Bruder der dortigen Pfingstversammlung, wie ich mir vorstellen könne, daß Christus von einer Jungfrau geboren wäre. Ist das nicht nach 1 Joh. 4, 1—3 der Antichrist? In M. kam eine Vorschäft: ein gewisser Bruder solle mit Feuer verbrannt werden, weil er den Pfingstleuten‘ zu scharf predigte. Weitere Vorschäften gegen denselben Bruder sind kaum auf das Papier zu bringen. . . . Es wird auch in den Versammlungen der Zungenredner der Tag des Todes der Eltern und Geschwister im voraus ‚geweisagt‘, und zum Gaudium der Welt, die solches erfährt, leben die Betreffenden dann doch weiter und stören sich an den Weissagungen nicht. Und das alles geschieht im Namen des Herrn. Diese und ähnliche schlimme Erfahrungen haben uns, Br. und mich, dazu gebracht, daß wir die Pfingstbewegung‘ als ungöttlich ablehnen. Es ist nicht ein Geist der Sanftmut und der Demut, sondern ein Geist der überhebung, der die Bewegung beherrscht, und der ist von unten.“

(M. E. R. A.)

Ein „Christusdrama“ hat P. Nithard-Stahn von der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche gedichtet. Es behandelt die letzten Tage Jesu, von der Tempelreinigung bis zum Begräbniß, und stellt sich als die Frucht der liberalen Anschauungen von dem Leben Jesu dar. Das Drama ist ein Zeugnis

dafür, wie durch diese Anschauungen die evangelische Geschichte entstellt und recht eigentlich in ihr Gegenteil verkehrt wird. Besonders charakteristisch ist der Schluß, den die „N. E. L. A.“ folgendermaßen schildert: Jesus wird gekreuzigt. Magdalena bricht vor dem Kreuz in hysterisches „gellendes Lachen“ aus: „Nichtswürdig sind wir alle! Einer ward erfunden ohne Fehl! — den henkt man! Hahaha!“ Als Jesus tot ist, fängt sie zu singen an: „Meine Seele erhebt den Herrn“ und heißt die andern auch singen: „Doch nicht zu laut, daß er uns nicht erwacht!“ Erst am Grabe, als es mit der Platte geschlossen wird, wirft sie sich mit dumpfem Schmerzenslaut nieder. Nach einiger Zeit kommt Petrus mit andern Jüngern geschlichen und findet die Gruft geschlossen; Magdalena sehen sie im Dunkeln nicht. Plötzlich richtet sich diese auf: „Was sucht ihr den Lebendigen im Grab? Er ist nicht hier!“ Die Jünger erschrecken: „Ein Geist! Ein Engel!“ Dann erkennen sie die von Magdala, und diese fährt fort: „Ich sehe ihn! Da steht der Hochgeliebte, an goldnen Thron gekönt, von Vaters Arm mächtig umschlungen. . . . Er winkt: ‚Ich komme wieder.‘“ Thomas (halblaut): „Sie ist außer sich.“ Andreas: „Wie manchmal, wenn ein Dämon sie ergriff.“ Jakobus: „Spricht nicht ein Dämon oft gesundes Wort?“ Magdalena: „Was war das? Atem weht mich an — es rauscht! Er wandelt durch den Garten . . . näher! (In höchster Wonne:) Meister! (Kniet nieder und streckt die Hände empor, in Zwiesprache:) Ja, Herr, ich sag' es ihnen, . . . ob sie glauben, auch die nicht sehen . . . ja . . . du sendest uns . . . Herr, — gehst du schon? Kehr' wieder! — bald!“ (Steht auf, nach oben blickend, als schaute sie einem Entschwebenden nach.) Jetzt ergreift der Wahnsinn auch Petrus: „In meinem Herzen braust es wie einst am See, da er mich rief: ‚Mir nach!‘“ Auch die andern packt es. Zuletzt alle Jünger in großer Erregung: „Was wird das? Fühlst du nichts? Ist das der Geist?“ Magdalena (aufjubilend): „Er lebt!“ — So soll mit allen Mitteln der Unglaube in die Herzen gepflanzt werden. Die fundamentale Tatsache der Auferstehung des Herrn wird dargestellt als Einbildung eines hysterisch übergeschnappten Weibes. Und das Ganze hat nicht etwa der Teufel in Person geschrieben, auch nicht Prof. Häckel in Jena, sondern ein „Pastor“ oder „Geistlicher“.

E. P.

über den neuen amtlichen Religionslehrplan urteilt das „Hamburger Kirchenblatt“ folgendermaßen: „Der Schade über alle Schäden ist der: der Luthersche Katechismus ist nicht mehr Gegenstand des Memorierens in Hamburgs Volksschulen. Im fünften Schuljahr: die zehn Gebote ohne die Lutherschen Erklärungen, im sechsten Schuljahr: der erste Artikel ohne die Luthersche Erklärung und (wahrhaftig!) das Vaterunser ohne die Luthersche Erklärung. Wer also aus der dritten Klasse konfirmiert wird, lernt Lehrplanmäßig in Hamburgs Schulen weder das Vaterunser noch das Apostolikum. Eine solche Anordnung treffen, das heißt sich vor der gesamten christlichen Welt blamieren! Im siebenten Schuljahr: zweiter und dritter Artikel ohne Text! Wir sind also ins Mittelalter zurückgeworfen, wo Pater noster und Apostolikum auch als das Minimum dessen galten, was man an Glaubenslehre kennen mußte. Und die herrliche, unsagbar köstliche Erklärung des zweiten Artikels ist einfach über Bord geworfen! Ohne Umschweife: Unsere Volksschule ist hart auf dem Punkte der Entkonfessionalisierung angelangt. Nun bedarf es nur noch eines gleichgültigen Rektors, er braucht nicht einmal Monist zu sein, der nicht auf die Durcharbeitung der Lutherschen

Erklärungen Gewicht legt, und die Volksschule ist in der Tat konfessionslos. Doch auch der gläubige Lehrer ist in schwerer Not. Im siebenten Schuljahr, so heißt es in der Anmerkung, sind die Religionsstunden bis zu den Sommerferien auf die Katechismustoffe zu verwenden. In der Zeit von Ostern bis Anfang Juli, also in — hoch gerechnet — zwölf Wochen, sind das zweite und das dritte Hauptstück zu behandeln. Die hamburgische Volksschule verwendet also in acht Schuljahren auf die Erklärung des zweiten Artikels zwölf Stunden! Das ist die Gabe, die uns die Oberschulbehörde zum Reformationsfest 1911 beschert hat! Wir sammeln Kollekten, um einige Tausend Evangelischer in der Diaspora bei unserer Konfession zu halten. Und das ist gut. Gleichzeitig geht bei uns eine der Hauptbedingungen für den evangelisch-lutherischen Volkscharakter verloren — nicht durch Feinde im sozialistischen Lager, nein, durch die Behörde selbst.“

Der Verteidiger Kathos, Lie. Traub, der in seinem Gegensatz gegen die Kirche bis zu dem herausfordernden Satze ging: „Vor mir liegt das Apostolische Glaubensbekenntnis; ich lehne es ab“, ist auf disziplinarem Wege vom Oberkirchenamt seines Amtes enthoben worden ohne Pension. Es ist die schärfste Form einer disziplinaren Entscheidung. „Die Dienstentlassung hat den Verlust aller Rechte eines Kirchenbeamten, insbesondere des Titels und des Anspruchs auf Ruhegehalt, bei der Entlassung aus dem geistlichen Amte, auch derjenigen des geistlichen Standes, von Rechts wegen zur Folge.“ „Die Wiederbeilegung der Rechte des geistlichen Standes an Geistliche, welche dieselbe verwirkt oder aufgegeben haben, bleibt der obersten Kirchenbehörde vorbehalten.“ Der Hauptpunkt des 45 Druckseiten umfassenden Materials gegen ihn ist folgender: „Die dem Angeschuldigten zur Last gelegte Verletzung seiner Amtspflichten betrifft sein außeramtliches Verhalten, seine publizistische und literarische Tätigkeit; und zwar wird die Verletzung nicht darin gefunden, daß, sondern wie er sich auf diesem Gebiete betätigt, insbesondere, wie er an der Landeskirche, ihren Behörden und Einrichtungen Kritik geübt hat.“ „Die zulässige Grenze der Kritik wird überschritten nicht nur, wenn bei der Kritik die Sach- oder Rechtslage entstellt wird, wenn ungerechtfertigte Unterstellungen, Verdächtigungen oder Vorwürfe unterlaufen, oder wenn die Form verlegend oder herabwürdigend ist. Vielmehr muß der beamtete Geistliche sorgfältig prüfen, welche Wirkungen die Publikationen in der Öffentlichkeit, der er sie übergibt, haben werden. Kann und muß er bei pflichtmäßiger Prüfung erkennen, daß die Leser oder Hörer nach dem Durchschnitt ihrer Bildung und Urteilsfähigkeit durch seine Auseinandersetzungen zur Verachtung landeskirchlicher Einrichtungen oder Behörden geführt werden, daß auf diese Weise das Ansehen der Landeskirche und ihrer Organe gefährdet oder gar untergraben und das Vertrauen zu ihren Einrichtungen erschüttert wird, so darf er die Veröffentlichung nicht unternehmen und macht sich eines Bruches der Disziplin schuldig, wenn er es trotzdem tut.“ — Daß einer Jahr und Tag gegen Gottes Wort und die Lehre der Kirche angeht, das kann geduldet werden, aber wenn er gegen die kirchlichen Behörden unbotmäßig wird, das bricht ihm den Hals. E. P.

Zum Zentrumsstreit. Die Trierer „Petrusblätter“ veröffentlichen aus dem Schreiben des Bischofs von Chur an den Münchener Katholikentag einige recht bezeichnende Sätze, von denen man bisher durch die „Kölner“ Re-

gisseure nichts erfahren hatte: „Leider gestatten uns anderweitige Verpflichtungen nicht, an der Tagung persönlich teilzunehmen. Wir werden jedoch nicht ermangeln, die Verhandlungen Gott dem Herrn im Gebete zu empfehlen, damit sie in den Herzen der Katholiken Deutschlands klar und wahr die Überzeugung festigen mögen, daß es für einen wahren Katholiken kein ethisches Wirken gibt, weder in der Politik noch in der Sozialpolitik, noch in der Kunst und Literatur, welches nicht dem von Gott gesetzten kirchlichen Lehramte unterworfen wäre. Diese Überzeugung ist unsers Erachtens, was den Katholiken Deutschlands zurzeit am meisten not tut.“

Ein Versuchsballon? Der ultramontane „Bayerische Kurier“ will „verlässlich“ erfahren haben, daß im Bundesrat „die Formel für die Ausführung des Jesuitengesetzes bestem Vernehmen nach bereits gefunden“ sei: „Der Begriff Ordensstätigkeit soll dahin interpretiert werden, daß den Jesuiten erlaubt sein soll: a. das Lesen einer stillen Messe, b. wissenschaftliche Betätigung.“ Und schon erhebt der „Bayerische Kurier“ schmerzliche Klage: „Das ist eine Verschärfung der bisherigen Praxis in Preußen beim Vollzug des Jesuitengesetzes, nach welcher anstandslos die Vorträge der Jesuiten in Kirchen gestattet worden sind. Das Lesen einer stillen Messe und wissenschaftliche Betätigung kann man überhaupt nicht verbieten, weil nicht die Möglichkeit besteht, ein solches Verbot durchzuführen. Man erleichtert also nicht das Jesuitengesetz, sondern verschärft es. Mit weiteren Bemerkungen halten wir vorerst zurück.“ übrigens bemerken die „Münchener Neuesten Nachrichten“ zu dem Versuch der bayrischen Bischöfe, den Begriff „Ordensstätigkeit“ einfach hinwegzuinterpretieren, ebenso treffend wie boshaft: „Nun mögen die bayrischen Bischöfe einmal positiv erklären, was eigentlich zur Ordensstätigkeit der Jesuiten gehört. Daß Messelesen, Beicht hören, Predigen, Konferenzen, Missionen nicht dazu zu rechnen seien, haben wir jetzt gehört. Bleibt nächstens nur noch übrig, daß der Jesuitenorden zum Biertrinken und Zigarrenrauchen gestiftet und somit der harmloseste und jobialste Klub der Welt ist.“ (Wbg.)

In dem klerikalen Blatt „Der Volksbote“ wird in bekannter Weise unser Luther dem gläubig katholischen Volke „historisch“ nahegebracht. Luther frißt, säuft und hurt — das ist der kurze Inhalt. Diese „historischen“ Tatsachen werden, wie das ja Geschichtschreiber immer tun, mit Zitaten aus den Werken Luthers und seiner Freunde erhärtet. Daß das alles die armen Protestanten noch nicht wissen, ist ja zu entschuldigen; „die Lutherdichter haben ihnen eben einen Luther vorgemalt, der vom historischen Luther entfernt ist wie die Lüge von der Wahrheit“. Aber „nicht entschuldigen kann man die Pastoren, welche die Lutherschriften studieren und dennoch das protestantische Volk mit salbungsvollen Schilderungen von Luther betrügen — und unwissende Katholiken fördern“. Das ist doch schön gesagt, nicht wahr? (Wbg.)

Die religionslose Schule in Frankreich. In dem zweiten Teile seiner kürzlich erschienenen Schrift „Die Gefahren der französischen Demokratie“ weist Edmond Villen auf die Erfahrungen mit der religionslosen Volksschule in Frankreich hin. Er erklärt es für eine der größten Torheiten, wenn man meint, den Religionsunterricht durch einen Unterricht in bloßer Moral ersetzen zu können. Er sagt: „Keine philosophische Spitzfindigkeit kann die einfache Schlußfolgerung aufheben: Wenn es keinen Gott gibt, so gibt es

auch kein moralisches Gesetz; es gibt keinen Unterschied zwischen gut und böse, von moralischem Verdienst und Schuld, und dann kann die einzige logische Lebensregel nur die sein, sich allen seinen Instinkten zu überlassen und zu genießen.“ Ganz besonders weist Villey auf das Unsinnsige hin, der Jugend Schulbücher in die Hand zu geben, in denen tödtlich zu lesen sei: „Wir können wissenschaftlich nicht feststellen, ob es nach dem Tode ein anderes Leben gibt, in dem die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden; wir können wissenschaftlich nicht beweisen, ob es einen Gott gibt oder nicht.“ Solche religiöse Neutralität in der Volksschule bedeute dem Kinde gegenüber nichts anderes als das Lehren eines nackten Atheismus; denn das Kind könne den Unterschied zwischen wissenschaftlich Beweisbarem und dem, was nur durch den Glauben ergriffen werden kann, nicht fassen. Geradezu erschütternd ist das Bild, das Villey von den Folgen dieser Erziehung entwirft. In den letzten Jahren ist in Frankreich die Zahl der jugendlichen Verbrecher unter zwanzig Jahren auf 20 Prozent gestiegen. Während vor fünfzig Jahren auf 100,000 junge Leute unter sechzehn Jahren nur etwa 1000 Bestrafte kamen, ist diese Zahl jetzt doppelt so groß. Mit dem religiösen Verfall Hand in Hand geht ein erschreckender Verfall des Familienlebens. Die elterliche Autorität ist bei dem größten Teile des französischen Volkes völlig verschwunden; die natürliche Folge davon ist auch der Zusammenbruch der staatlichen Autorität, ein Nachlassen des Pflichtgefühls in allen Berufen. Das Leben in Frankreich wird immer unsicherer, und zwar in ganz bedenklichem Maße nicht bloß durch das überhandnehmende Vandalentum, sondern auch durch die allmählich notorisch gewordene Unsicherheit im französischen Verkehrswesen. Ganz besonders beklagt Villey auch die rapid zunehmende Verrohung des Volkes, das Abnehmen der früher so viel gerühmten guten Lebensart. Er kommt dann zu dem richtigen Schlusse: nur eine religiös fundierte Moral im Unterricht der Schule könne das französische Volk vor dem Untergange retten.

(D. H. G.)

Sozialistische Bekämpfung der Kirche. Die sozialdemokratische Kreisversammlung für den sechsten sächsischen Wahlkreis (Dresden-Land) hat für den kommenden Parteitag einen Antrag auf offene Bekämpfung der christlichen Kirche eingereicht, welcher der wahren Gesinnung der Partei offenbar viel mehr entspricht, als das offizielle Programm es zugibt. Der „Vorwärts“ meldet darüber: „Die Kreisgeneralversammlung nahm nach längeren Debatten folgenden Antrag an den Parteitag an: „Da Punkt 6 unseres Parteiprogramms sehr oft derart ausgelegt wird, als sei für die Partei die Religionsfrage eine private Sache, mit der die Partei sich nicht befassen dürfe, so erkennt der Parteitag ausdrücklich an, daß die Aufklärung über die Unvereinbarkeit der Religion mit der Wissenschaft wesentliche Aufgabe der Partei, insonderheit der Parteipresse, sein muß. Der Parteitag erkennt weiter an, daß die Bekämpfung der christlichen Kirche, die eine Herrschaftsorganisation der staatlichen Machthaber darstellt, Parteisache geworden ist, weil derjenige, der die Machthaber bekämpft, auch deren Mittel, in diesem Falle die Kirche, mitbekämpfen muß. Der Parteitag spricht deshalb den Wunsch aus, daß die Parteiorganisationen auch auf diesem Gebiete ihre Pflicht erfüllen.“ — Das ist einmal deutliche Aussprache über den zweideutigen Satz: „Religion ist Privatsache.“

E. P.

Auch in Kiel haben die Sozialdemokraten kürzlich den Kampf gegen die christliche Kirche als Aufgabe der Partei bezeichnet. Für den Parteitag ist folgender Antrag angenommen: „Der Parteitag ersucht die Organisationen, neben den allgemeinen Protesten gegen die wirtschaftliche und politische Unterdrückung auch Protest dagegen zu erheben, daß die Religion zur Unterdrückung und Ausbeutung benutzt wird. In der Presse und in den Versammlungen ist auf den Austritt aus der Landeskirche hinzuweisen, weil die Kirche heute eine Herrschaftsorganisation der staatlichen Machthaber darstellt, und derjenige, der die Machthaber bekämpft, auch deren Mittel — in diesem Falle die Staatskirche — mit bekämpfen muß. Der beste Protest gegen die Kirche ist der Austritt aus derselben.“ — Die besondere Feindschaft der Sozialdemokraten gegen die Staatskirche kommt von ihrer Feindschaft gegen den Staat. Aber die Sozialdemokraten wollen auch die Religion selbst nicht. E. P.

Eine unerhörte Verunglimpfung des letzten Restes religiösen Gefühles wagt die Augustnummer der in Berlin-Charlottenburg erscheinenden Zeitschrift „Der Weg“ in folgender Gegenüberstellung: „Zum sechsten. . . Die Bordelle sind öffentlich geduldeten Einrichtungen (nur geduldet, weil oder trotzdem sie sozial notwendig geworden sind!) und haben wenigstens den Zweck, den mündigen, reifen Leibern Erleichterung von einem Naturzwange zu verschaffen. Die Landeskirche und ihre Dienerin, die Konfessionschule, sind gesetzlich geschützte und sanktionierte Einrichtungen, um mündigen und unmündigen, reifen und unreifen Seelen Zwang aufzuerlegen, wo freier Entschluß der Gewissen allein die Entscheidung haben kann.“ — Da ist beides das Spotten und die Verherrlichung der Rüste, auf die Spitze getrieben. 2 Petr. 3, 3. E. P.

Der 16. internationale Freidenkertongreß fand in den ersten Tagen des September in München statt. Als Hauptzweck der internationalen Freidenkerverföderation wurde aufs neue festgesetzt: „die Verbreitung der rationalistischen Ideen durch die Vereinigung aller derer zu fördern, welche die Befreiung der Menschheit von den religiösen Vorurteilen für notwendig erachten und die Gewissensfreiheit sicherstellen wollen“. Der Freidenker müsse auch frei handeln, die Freidenkerbewegung müsse politisch sozialdemokratisch sein; es gelte, das arbeitende Volk aus der Knechtschaft der Religion und des Kapitals zu befreien. Wer den Herrgott abschaffen wolle, der seit Jahrtausenden die Menschheit in Banden gehalten habe, dürfe auch keine Herrgötter auf Erden anerkennen. „Als eins der wirksamsten Mittel der Völker, die Trennung von Staat und Kirche sowie von Kirche und Schule vorzubereiten, wünscht der Kongreß, daß, wo und wie nur möglich, der Austritt aus den konfessionellen Religionsgemeinschaften propagiert und vollzogen wird. Besonders ist auch schon vor der vollzogenen Trennung von Staat und Kirche die konfessionslose rationalistische Jugenderziehung zu betreiben.“ Gefordert wurde die Abtrennung der theologischen Fakultät, „da die Theologie mit der Wissenschaft absolut nichts gemein habe, sondern ein Petrefakt überlebter Geistesverwirrung sei, wert, in die Rumpelkammer geworfen zu werden“. Innerhalb der letzten Monate sind, wie das Komitee „Konfessionslos“ berichtete, mehr als tausend Austritte aus der Kirche erfolgt. E. P.